

Elke Zacharias



„Es war ein Zufall, am Leben zu bleiben...“

Eva Timar - Eine Lebensgeschichte

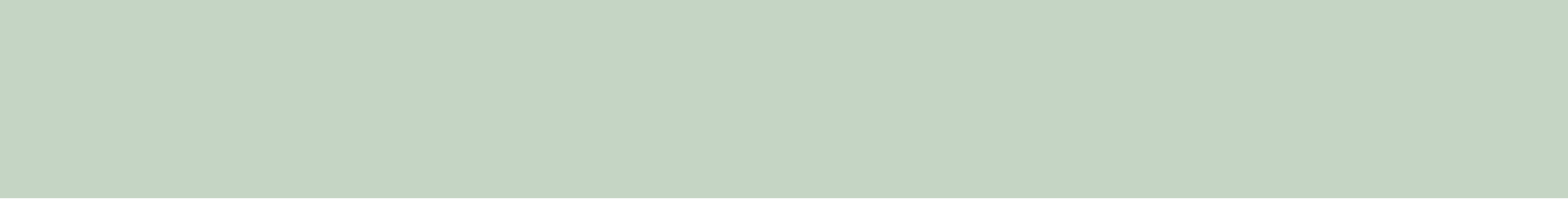
Elke Zacharias

„Es war ein Zufall, am Leben zu bleiben...“

Eva Timar - Eine Lebensgeschichte

Herausgeber:
Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V., Salzgitter

 **Gedenk- und
Dokumentationsstätte
KZ Drütte**



[The main body of the page contains a large, faint watermark of a globe centered in the middle. The globe shows continents and is surrounded by a circular border. The watermark is semi-transparent and serves as a background for the page content.]

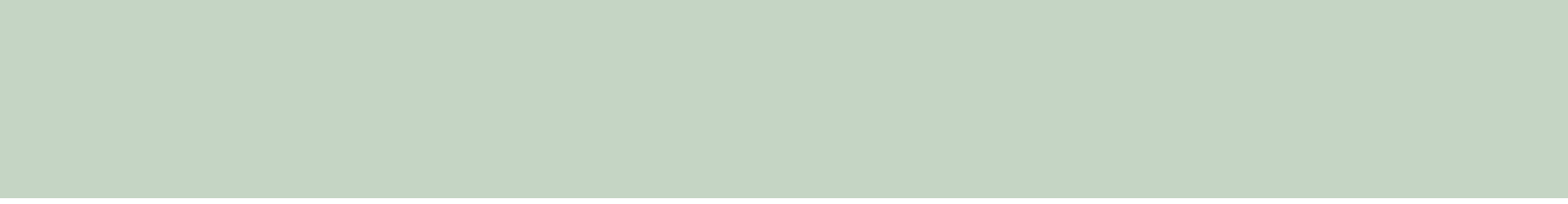


Vor Ihnen liegt das erste Heft einer Biografien-Reihe, die in lockerer Folge erscheinen wird. Unser Anliegen ist es, Menschen vorzustellen, die in einem der drei KZ-Außenlager im Salzgittergebiet inhaftiert waren. Nicht immer können umfassende Biografien verfasst werden, manchmal sind es nur biografische Splitter oder besondere Aspekte, über die wir berichten. Im Archiv der Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte befinden sich unterschiedlichste Quellen, die die Grundlage der Biografien-Reihe bilden werden.

Die ehemaligen KZ-Häftlinge, mit denen wir persönlichen Kontakt hatten, von denen Interviews oder Erinnerungsberichte, Briefe oder andere Selbstzeugnisse in unserem Archiv liegen, kommen in der Broschüre in weiten Passagen „selbst zu Wort“. Die Zitate zeigen eindrücklich, wie groß die Brüche in ihrem Leben waren und wie stark die Verfolgung und KZ-Haft ihr Weiterleben beeinflussten.

Wir widmen die neue Veröffentlichungsreihe allen ehemaligen KZ-Häftlingen und ihren Familien. Wir danken ihnen für ihre Unterstützung und das uns entgegengebrachte Vertrauen.

Elke Zacharias
Leiterin der Gedenkstätte



[The main body of the page is blank white space.]





Eva Timar geb. Balog

Kontakt

„Bitte helfen Sie mir Watenstedt zu finden“, diesen Wunsch äußerte Eva Timar 1996 bei einem Besuch der Arbeitsgemeinschaft Ravensbrück in Berlin.

Damals war es im Ausland nicht einfach, einen Ort namens Watenstedt zu finden. Das Internet war noch nicht so verbreitet, die Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte hatte noch keine eigene Website. Daher nahmen die Berliner Kollegen den Kontakt zu uns auf.

Am 14. Oktober 1996 ging ein erster Brief aus Salzgitter in Richtung Belgrad zur Post. So begann ein intensiver und freundschaftlicher Kontakt, der bis zum Tod von Eva Timar im Jahr 2008 nicht abbriss.

Mehrfach war sie mit ihrer Freundin Vera Obradovic oder ihrem Ehemann Nikola in Salzgitter zu Besuch.

Im Archiv der Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte befinden sich umfangreiche persönliche Materialien, die uns Eva Timar zur Verfügung stellte oder die wir in anderen Archiven gefunden haben.

Mehrere Audio- und Videointerviews, Erinnerungsberichte, Zeitungsartikel, Veröffentlichungen, zeitgenössische administrative Quellen, historische und neuere Fotos und unzählige Briefe, Postkarten und Emails spiegeln den engen Kontakt wider.

Die Verfolgungsgeschichte von Eva Timar begann in Sombor, einer kleinen ungarischen Stadt. Sie führte

die junge Jüdin innerhalb eines Jahres über das Ghetto bei Sombor in die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Bergen-Belsen, SS-Reitschule (Braunschweig), Watenstedt/Leinde, Ravensbrück und Malchow.

Auch Jahrzehnte später waren die Besuche nie nur Gedenkreisen an die Orte der Inhaftierung, sie waren immer geprägt durch die intensive Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart.

Eva Timar legte großen Wert auf den Kontakt zu Menschen aus der Region. Sie hörte sich die Kriegserinnerungen der älteren Gesprächspartner ebenso interessiert an, wie Diskussionen zum Umgang mit Erinnerung, zu pädagogischen Konzepten oder der aktuellen Politik.



Familienleben

Eva Balog kam am 30. März 1926 zur Welt. Ihre Eltern Julije und Julija Balog lebten zu dieser Zeit in Sombor, einer kleinen Stadt im Norden des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen. Beide stammten aus bürgerlichen Großfamilien.

„Ursprünglich stammt die Familie meines Vaters aus einem Dorf im Gebiet des heutigen Jugoslawiens. Dort waren meine Vorfahren seitens meines Großvaters Tischler und Glaser. Mein Opa, Sigmund (Schigmond) Balog war der erste in der Familie, der zur Schule gegangen ist. Er hat das Gymnasium in Sombor und Blaj beendet. Als Bahnangestellter wurde er Chef des Bahnhofs und so bekam er in der österreichisch-ungarischen Monarchie eine Stelle auf dem Gebiet Ungarns, wo mein Vater geboren wurde und aufgewachsen ist.

Die Familie meiner Mutter stammt ebenfalls aus dem Gebiet des heutigen Ungarns. Als meine Mutter ein Kind war, sind sie nach Košice gezogen.

Oma väterlicherseits hieß Berta Reich. Opa ist 1859 geboren, Oma 1867. Mütterlicherseits hieß mein Opa Abraham Adolf Šoltes. Er ist 1871 geboren. Oma hieß Esther Niedermann.“¹

Julije Balog und Julija Šoltes hatten jeweils vier Geschwister. Im Holocaust wurden bis auf ein Mädchen alle Mitglieder der Familie Šoltes ermordet, Julije Balog und drei seiner Geschwister überlebten, eine Schwester verübte Suizid.



Die Schwestern Aranka Lazlo geb. Šoltes und Julija Balog geb. Šoltes mit Bruder Erno Šoltes und Eva Balog, ca. Sommer 1927.

„...eine harmonische Atmosphäre.“

Bildung galt als hohes Gut in den Familien, sodass jeweils drei Kinder ein Studium absolvierten.

„Mein Vater und meine Mutter, sie waren gebildete Leute. Sie haben viel gelesen und waren musikalisch gebildet. Ich habe viel von ihnen gelernt - sehr viel! Es hat nur nicht lange gedauert. Solange, bis wir deportiert wurden. Es war eine harmonische Atmosphäre. Mein Vater war Bauingenieur. Er hat die Universität in Budapest abgeschlossen. 1922 kam er nach Sombor, da es nach dem Ersten Weltkrieg schwer war, Arbeit in Ungarn zu finden. Er kam nach Sombor, wo er eine Anstellung bekam. Da hat er über entfernte Bekannte meine Mutter kennengelernt, die aus Košice zu Besuch bei ihrer Schwester und Tante war. Und sie haben 1924 geheiratet und 20 Jahre eine glückliche Ehe geführt - bis 1944.

Vater war ein geselliger Mensch, sehr beliebt, geistreich, aktiv. Mutter war zurückgezogen und ruhig. [...] Materiell standen wir nie sehr gut, obwohl mein Vater einen guten Beruf hatte. Er hatte keine kaufmännische Ader. So kam es, dass seine Geschäfte schlecht liefen, aber wir hatten immer ein geordnetes Leben. [...]

Vater hatte viel Sinn für Humor und war für seine Geselligkeit in der Stadt bekannt. Ich war brav und eine gute Schülerin und sie haben sich bemüht, mir die Möglichkeiten zu bieten, mich zu bilden. Sprachen lernen und Klavierspielen. [...] Wir waren zufrieden in Sombor, wo es eine zivilisierte Art von Leben gab. Sombor war wirklich ein kultureller Ort. Eine kleine Stadt mit vielen Möglichkeiten.“²

Die Familie Balog war eng in das gesellschaftliche Leben der Stadt eingebunden. Julije Balog war Mitglied in unterschiedlichen Vereinen, unter anderem im Rotary Club, in dem sich angesehene Bürger verschiedenster Berufe zusammenfanden. Auch in der Freimaurerloge war Julije Balog aktiv. Als diese 1940 verboten wurde, übergab er ihre gesamte von ihm verwaltete Dokumentation den Behörden.

Jahre später, als die Deutschen Ungarn besetzt hatten, herrschte in der Familie große Angst, dass der Vater wegen seiner ehemals aktiven Mitgliedschaft in der Freimaurerloge festgenommen werden würde.

Eva Timar erinnert sich nicht an nennenswerte antisemitische Vorfälle in ihrer Kindheit. Lediglich in der ersten Klasse des Gymnasiums wurde sie einmal von einer Mitschülerin als „Kibbuzhund“ beschimpft. Zwar habe es auch in Sombor antisemitische Tendenzen gegeben, doch wirklich bedroht habe man sich nicht gefühlt.

„Ich kann mich nicht erinnern, dass meine Eltern viel geklagt hätten. Ich kann mich an einige Familien erinnern, von denen man gesagt hat, sie seien Antisemiten. Weswegen wusste ich nicht. Wahrscheinlich gab es Gründe das zu sagen. Es waren nicht so viele, dass man Angst haben musste. Natürlich, später haben sich die Leute geändert. Es kam darauf an, wer es war. Aber sehr viele haben sich schnell geändert, als die Zeit kam.“³

Obwohl Julije und Julija Balog aus religiösen jüdischen Familien stammten, waren sie keine praktizierenden Juden. Im Religionsunterricht geriet Eva Balog als Kind in den Konflikt, dass sie einerseits lernte, wie wichtig jüdische Traditionen und Feiertage seien, diese aber andererseits zuhause nicht eingehalten wurden.

Als der Vater erklärte, dass nicht die Religion, sondern der Mensch das Wichtigste sei, versuchte Eva Balog eine Balance zwischen der kosmopolitischen Denkweise der Eltern und der Religion zu finden. Die Eltern stellten ihrer Tochter frei, sich selbst zu entscheiden. An wichtigen Feiertagen betete sie mit ihrer Mutter zu Hause.

„Mutter hatte ein Gebetbuch für Frauen auf Ungarisch. Das Gebetbuch nannte man Miriam, da gab es Gebete für alle möglichen Situationen und für alle möglichen Fälle.“⁴

Bis 1941 verbrachte Eva Balog eine unbeschwerte Kindheit und Schulzeit. Sie besuchte vier Jahre die Grundschule in Sombor und wechselte anschließend auf das Gymnasium, das sie bis zur achten Klasse besuchte. Am 1. April 1944, nur wenige Tage nach dem Einmarsch der Deutschen, wurde der Schulbetrieb eingestellt.

Eva Balog war zu der Zeit in der Abschlussklasse. Ihre Prüfungen konnte sie jedoch nicht mehr ablegen, da die Repressionen gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Deportation begannen.



Julija und Eva Balog, Sombor 1936.

Hintergrund

Die ehemals österreichisch-ungarische Region, in der die Stadt Sombor lag, hatte seit Ende des Ersten Weltkrieges eine wechselvolle politische Geschichte.

Am 1. Dezember 1918 entstand durch Proklamation das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen als konstitutionelle Monarchie aus den Königreichen Serbien und Montenegro sowie Teilen Österreich-Ungarns. Seit 1929 trug das Land den Namen Jugoslawien. Die jugoslawische Politik war deutschfreundlich, aber durch deutsch-jugoslawische Handelsverträge gab es eine zunehmende wirtschaftliche Abhängigkeit.

Trotz formaler Unabhängigkeit kam es zwischen 1939 und 1941 zu einer immer engeren Anlehnung an Berlin. Am 25. März 1941 trat Jugoslawien dem Dreimächtepakt bei, was zwei Tage später zum Militärputsch mit antideutscher Spitze führte und zur Auslösung des Balkanfeldzuges beitrug.

Im April 1941 nutzte das ungarische Regime den Angriff Deutschlands auf Jugoslawien aus und besetzte das nördliche, ehemals ungarische, Gebiet, das Jugoslawien durch den Friedensvertrag von Versailles-Trianon 1920 zugesprochen worden war.

Die ungarische Regierung verkündete zwar bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges offiziell die Neutralität des Landes, unterstützte jedoch offen die Ziele der Achsenmächte.

Trotz der im März 1938 erlassenen antijüdischen Repressionen, die „Gesetze zum wirksamen Schutz des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gleichgewichts“ genannt wurden, galt Ungarn in den ersten Kriegsjahren als relativ sicheres Land für Juden.⁵

Erst durch die Okkupation Ungarns durch deutsche Truppen am 19. März 1944 änderte sich die Situation drastisch.

Über 100 antijüdische Gesetze und Verordnungen wurden erlassen. Ab dem 31. März 1944 war auch in Ungarn das Tragen des gelben Sterns Vorschrift. Die Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung und ihre Deportation begann nur wenige Wochen später.

Zeitenwende

Bereits seit 1941 war das Leben für die jüdische Bevölkerung in Ungarn nicht leicht, dennoch gab es keine Existenzangst in der Familie Balog. Julije Balog fand in Sombor keine Arbeit, so dass er ab 1942 auch in anderen Landesteilen Aufträge als Bauingenieur annehmen musste, aber an den Wochenenden gab es weiterhin ein harmonisches Familienleben.

Über Freunde und Familie erfuhren sie von Verfolgung und Lagern, von Repressionen und Vernichtung, aber dies schien weit weg zu sein.

„Man wusste, dass Dachau existiert, man wusste, was in Wien geschah. Dass man dort die Juden gezwungen hatte, die Bürgersteige zu schrubben. Viel, was man wusste. Aber das waren nur Fragmente! [...] Aber das, was 1944 geschehen ist, was uns passiert ist, wir haben nicht im Geringsten geglaubt, dass so etwas möglich ist!“⁶

Julije und Julija Balog zogen eine Emigration nicht in Betracht. Einerseits war es die vermeintliche Sicherheit in Ungarn, andererseits fehlten aber auch die finanziellen Mittel und Kontakte, um eine Auswanderung in die Wege zu leiten.

Am 19. März 1944 marschierten die deutschen Truppen in Ungarn ein. An diesen Tag erinnert sich Eva Timar geb. Balog noch Jahrzehnte später als den Tag, der den Anfang des Endes der harmonischen Familie markierte.

„Es war ein Sonntagnachmittag. Vormittags war ich

noch bei einer Freundin, kam dann nach Hause und meine Eltern saßen bedrückt da. ‚Die Deutschen sind da!‘ Und von diesem Moment an gab es täglich einen Regen antijüdischer Verordnungen. Sofort haben sie verkündet, dass man ab dem 5. April den gelben Stern tragen müsse. Ich kann mich nicht erinnern, was alles noch war. [...] Wir wussten nicht, was mit uns werden wird. Aber immer noch haben wir gedacht ‚Nun gut, jetzt ist Krieg. Sie haben keinen Platz um uns auch noch zu deportieren, wir bleiben in Ungarn. Eingesperrt - Nur noch ein paar Monate, das halten wir aus.‘ So ungefähr. Und wenn Sie jetzt schauen, das war der 19. März, am 22. Oktober 1944 war Sombor befreit. Das heißt, es war eine Frage von sieben Monaten. [...] Vater hatte schon keine Arbeit mehr und am 5. April haben sie ihn verhaftet. Den ganzen Tag haben wir gelbe Sterne an die Mäntel genäht, auf Blusen und so. Man durfte ohne dies absolut nicht auf die Straße gehen! [...] Abends haben wir uns zum Schlafen hingelegt und auf einmal klingelt es. Vater ist runtergegangen und da war eine Bekannte. Und wir sagten ‚Gott sei dank, wir haben uns so erschreckt!‘ Sie musste etwas in Sombor erledigen. Mutter machte ihr ein Bett und sie sollte da schafen. Es ist eine halbe Stunde vergangen und es klingelte wieder. Dann ist Vater runtergegangen und da sind sie ihn holen gekommen!“⁷

Die Deutschen brachten die Männer in eine Sporthalle des Gymnasiums. Julija Balog versuchte, die Freilassung ihres Mannes zu erreichen. Man teilte ihr nur mit, dass es keine Möglichkeit gebe und sie nicht

„...ich war noch so kindlich...“

so naiv nachfragen solle. In den folgenden Wochen nahmen die Deportationen der arbeitsfähigen Männer stetig zu. Auch Eva und ihre Mutter wurden aus ihrer Wohnung abtransportiert.

„Am 26. April sind sie Mutter und mich holen gekommen. Um fünf Uhr morgens, sieben Leute! Wir mussten noch ordentlich unterschreiben, was wir alles abgegeben haben. Schmuck hatten wir nicht viel, Mutter hatte kaum Schmuck. Ich weiß, dass ich eine Kette hatte und diese Kette habe ich dann zwischen den Schmuck gelegt und ein Amulett hatte ich an einem Faden. Sie können sich denken, mit 18 Jahren, ich war noch so kindlich in einigen Sachen. In einigen Sachen reifer, erwachsen und in einigen so naiv! Sie sind uns holen gekommen und dann haben sie Mutter und mich einzeln ins Bad gerufen, damit wir uns ausziehen, in Unterwäsche. Sie haben uns aber nicht angerührt. Aber es war kein angenehmes Gefühl, nur damit wir nichts verstecken. [...] Dann haben uns die Sieben weggebracht.“⁸

Schon Tage vor der Deportation ahnten auch Eva und Julija Balog, dass sie abgeholt werden würden. Sie hatten viele Sachen zusammengepackt und an Bekannte zur Aufbewahrung gegeben. Zwei bis drei große Koffer mit Bettwäsche, Kleidung und anderen persönlichen Dingen.

Mitnehmen durften sie nur das, was sie tragen konnten. So zogen sie mehrere Schichten Kleidung übereinander und nahmen jeweils ein großes Bündel mit. Man hatte ihnen gesagt, dass sie sehr weit weg gehen würden. Einige Nächte blieben die Verhafteten



Eva Balog, Sommer 1943.

noch in Sombor in einer Lagerhalle der Seidenfabrik. Täglich brachten die Deutschen mehr Menschen in die Lagerhalle. Vor allem waren es Frauen und Kinder, Alte und Kranke. Nach vier Tagen mussten sie mitten in der Nacht zum Bahnhof von Sombor laufen und wurden per Zug in das etwa 60 Kilometer entfernte Baja gebracht. Dort hatte man in einer Mühle eine Unterkunft geschaffen, die nicht an ein Ghetto erinnerte, so dass Eva und Julija Balog die Hoffnung hatten, dass sie nur zur Zwangsarbeit in der Landwirtschaft eingesetzt würden.

„Ich war 18 und meine Mutter 41.“



Julija Balog, 1940.

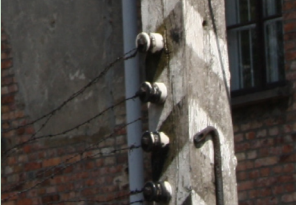
„Und dann sind sie wieder mitten in der Nacht gekommen und wollten, dass sich alle zwischen 15 und 50 Jahren melden. Ich war 18 und meine Mutter 41. Sie haben uns dann mit dem Zug nach Bačka Topola gebracht. In Bačka Topola war mein Vater und alle Männer, die sie in diesen Apriltagen in Sombor verhaftet hatten. Dort haben wir eine Nacht verbracht, haben dort gestanden, durften aber nicht näher zu den anderen gehen, um unseren Vater zu begrüßen. Nur von weitem haben wir Vater gesehen. Sie haben uns in ein Lager für Kartoffeln gesperrt.

Das war eine schreckliche Nacht, sie haben gesagt ‚Morgen früh geht’s mit einem Transport nach Deutschland!‘ Und in dieser Nacht haben einige Frauen Selbstmord begangen. Vielleicht waren sie mutig, weil sie nicht auf ein anderes Ende gewartet haben? Vielleicht hätte aber auch jemand von ihnen überlebt? Morgens haben sie uns dann durch die Stadt Bačka Topola gejagt - die Leute auf der Straße haben uns angestarrt und sich gefreut, wie sie uns hetzten. Wir haben nicht gesehen, dass jemand geweint hätte.“⁹

Die Menschen wurden in die Waggon eines bereitstehenden Zuges gepfercht, oft mehr als 60 - 70 Personen. Sie mussten nicht nur mit der unbeschreiblichen Enge zurechtkommen, sondern auch ohne jegliche Sanitäreinrichtungen.

Wohin die Fahrt gehen sollte, wussten Mutter und Tochter nicht. Von einem Ort namens Auschwitz hatten sie noch nie vorher gehört. Ungarische Gendarmen bewachten den Transport bis zur Grenze, dann übernahm die SS das Begleitkommando.¹⁰

Für die Fahrt in das etwa 700 Kilometer entfernte KZ Auschwitz benötigte der Zug aus dem ehemaligen Jugoslawien mehr als drei Tage. Am 2. Mai 1944 erreichte der Transport aus Bačka Topola die Rampe im kleinen Ort Auschwitz-Birkenau.



Hintergrund

Das Konzentrationslager Auschwitz¹¹ wurde Mitte 1940 am Rande der ehemaligen polnischen Stadt Oświęcim gegründet.

Das KZ Auschwitz I, das sogenannte Stammlager, wurde in ehemaligen polnischen Kasernen eingerichtet. Die Häftlinge wurden zur Zwangsarbeit im Lager, aber auch in Kommandos außerhalb des Lagergeländes eingesetzt.

Aufgrund der Lage des Konzentrationslagers, fast im Zentrum des von den Deutschen besetzten Europas, sowie der günstigen Verkehrsanbindungen wurde das Lager immer mehr ausgebaut. Die polnischen Bewohner von acht Dörfern in der Umgebung wurden umgesiedelt oder zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich deportiert.

Auschwitz II - Birkenau war etwa drei Kilometer vom Stammlager entfernt. Dort entstanden die Gaskammern und Krematorien, die die industrielle Ermordung der Menschen ermöglichten. Auschwitz-Birkenau war der größte Lagerteil, es war das Vernichtungslager, das heute mit dem Begriff Auschwitz verbunden wird.

Auschwitz III - Monowitz wurde in sechs Kilometern Entfernung für die IG Farben Fabrik eingerichtet.

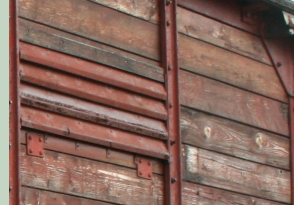
Das KZ Auschwitz wurde am 27. Januar 1945 befreit.



Lagertor Auschwitz I, September 2013.



Lagertor Auschwitz II - Birkenau, September 2013.



KZ Auschwitz

Am 2. Mai 1944 erreichten zwei Transporte aus Ungarn das KZ Auschwitz-Birkenau. Insgesamt sind es 3.800 Männer und Frauen im Alter zwischen 16 und 50 Jahren, die als „arbeitsfähige Juden“ auf Transport geschickt worden waren. Nach der Selektion auf dem Bahnsteig in Auschwitz-Birkenau wurden von ihnen nur 486 Männer und 616 Frauen mit Häftlingsnummern registriert und ins Lager eingewiesen. Die übrigen 2.698 Männer und Frauen wurden gleich nach ihrer Ankunft in den Gaskammern ermordet.¹²



Waggon eines Deportationszuges, September 2013.

Die Eisenbahnrampe innerhalb des Lagers wurde am 16. Mai 1944 in Betrieb genommen. Seitdem fuhr die Züge direkt vor die Gaskammern II und III. Bis zu diesem Datum kamen die Züge noch an der etwa 1,5 Kilometer entfernten Rampe im Ort an.

Für die 18-jährige Eva Balog war die Ankunft im KZ Auschwitz-Birkenau ein schweres traumatisches Erlebnis, so dass sie auch Jahrzehnte nach der Befreiung nur mit Mühe Worte fand, um die Situation zu beschreiben.

„Als die Türen vom Waggon aufgingen, war so ein Geschrei ‚raus, raus!‘ und diese dressierten Hunde und SS-Männer, da hat es von Deutschen nur so gewimmelt und von diesen Häftlingen, den Kapos und auch von welchen, die dazu abgeordnet waren, die Menschen zu unterteilen. [...] Sie haben uns nichts gesagt, sie haben gesagt ‚Wer kann laufen?‘ Und wir wussten nicht, dass das Wort laufen auch für gehen benutzt wird. Wer soll denn laufen nach so vielen Tagen der Schmerzen im Waggon, in Dunkelheit? [...] Die Deutschen haben uns aufgeteilt und haben unsere Sachen auf Lastwagen geworfen. Dann sind wir stehen geblieben, meine Mutter und ich und unsere Freunde. Eine Familie Seelenfreund, die unsere besten Freunde waren. Onkel Viktor war Ingenieur, er war der beste Freund meines Vaters, seine Frau war eine Freundin meiner Mutter und der Sohn war mein guter Freund. Wir sind zusammen aufgewachsen. Wir wollten mit ihnen zusammenbleiben.

Sie war 50 Jahre alt und grauhaarig. Das war dort alt. Wir hatten Todesangst, was würde mit uns geschehen? Wir wollten zusammenbleiben, das Gefühl hat dominiert. Unter uns Juden, sicherlich überall und in jeder Situation, Familien zusammen, Freunde zusammen, nur nicht trennen lassen. Aber, Seelenfreunds und zwei andere Eltern von Freunden aus Sombor haben sie entzweit. Wir standen in einer

„Meine Mutter und die Mutter meiner Freundin haben gelächelt...“

Reihe, meine Mutter, ich und die drei. Wir sollten mit dem Lastwagen fahren. Ein Deutscher kam und hat meine Mutter und mich auf die Seite mit den Jungen geschickt. Wir waren enttäuscht, dass wir von der Freundin getrennt wurden. Als wir später erfahren haben, was mit ihnen passiert ist, habe ich gedacht, dass es vielleicht Schicksal war. Leider war es nicht so. Das ist zufällig passiert, dass sie uns am Leben gelassen haben. Für eine Zeit. Zumindest Mutter. Nur eine kurze Zeit!

Dann haben die Deutschen geschrien: ‚Die gehen in ein Lager, die in ein anderes. Ihr werdet euch sehen!‘ Geschrei, Gebrüll, das Bellen der Hunde - ich kann mich erinnern, dass Mutter gesagt hat: ‚Wie werden wir unsere Sachen wiederfinden?‘ Was für Sachen. Nichts. Das war vorbei. Wir sind zu Fuß losgegangen und da, neben der Mauer, da haben einige Frauen in diesen gestreiften Häftlingsanzügen gearbeitet. Mit kahlgeschorenen Köpfen, sie hatten ein Tuch um den Kopf, aber man hat gesehen, dass sie kahlgeschoren waren. Sie hatten so einen Blick, als ob sie nicht normal seien. Wahrscheinlich haben auch wir bald diesen Ausdruck im Gesicht gehabt. Dann haben sie uns in eine Baracke gesperrt und die Prozedur hat angefangen.

Angaben machen und das Tätowieren, Nummer auf den Arm, in einer Reihe mussten wir uns aufstellen. Und so haben wir stundenlang gewartet. Danach haben sie uns eine Flüssigkeit gebracht, widerlich, angeblich Tee. Jemand hat die Nachricht verbreitet ‚Lasst uns das nicht trinken!‘ Ich kann mich erinnern, dass wir Mädchen angefangen haben zu weinen,

weil jemand gesagt hatte: ‚Wenn du das trinkst, das ist Gift und du kannst keine Kinder mehr bekommen!‘ Meine Mutter und die Mutter meiner Freundin haben gelächelt und gesagt: ‚Habt ihr im Moment keine anderen Sorgen?‘

Dann haben sie uns ins Bad gejagt und wir mussten uns dort bis auf die nackte Haut ausziehen. Dort haben wir die ganze Nacht gestanden und haben gewartet, bis wir an der Reihe waren. [...] Dann sind wir ins Bad und dort war ein Strahl heißes Wasser und ein Strahl kaltes Wasser und ‚Raus! Raus!‘. Dieses Geschrei, dieses Gebrülle kam jetzt nicht nur von den Deutschen, da waren auch einige Kapos, von jeder Sorte, auch Juden. Sie waren schon Jahre dort und waren so abgestumpft, dass wir nicht viel Anstand uns gegenüber erwarten konnten. Dann haben sie uns Tücher und verschiedene Kittel gegeben, nicht das Gestreifte. Und uns haben sie nicht sofort die Haare ganz abgeschnitten, erst später. Dann haben sie uns die Haare geschnitten, uns desinfiziert und dann bekam man Schuhe. Einen linken, einen rechten aber von verschiedenen Schuhen. Hauptsache war, sie haben uns so angezogen, dass wir an diesem Maimorgen rausgehen konnten. Das war dann schon der 3. Mai, weil wir den ganzen Tag und die ganze Nacht im Bad verbringen mussten. Uns war bitterkalt und wir hatten Hunger. Es war kalt und wir hatten Angst! Weggebracht hat uns die Blockälteste des Blocks, ein Funktionär, sie hieß Fani und war slowakische Jüdin. Sie hat uns in eine Baracke gebracht, in unseren Block. Und dort hat dann das Lagerleben begonnen.“¹³



In den linken Unterarm war Eva Balog die Häftlingsnummer 80692 eintätowiert worden. Ihr Leben lang wurde sie so ständig an die Zeit im Konzentrationslager, an die Leiden und Verluste und den täglichen Kampf ums Überleben erinnert.

Es war schwer, sich an das Lagerleben zu gewöhnen. In der Baracke, dem sogenannten Block, waren Häftlinge als Blockälteste für das Kommando zuständig. Die Blockälteste, eine slowakische Jüdin, die schon mehr als zwei Jahre im KZ Auschwitz war, erklärte auch Eva Balog und ihrer Mutter wichtige Überlebensstrategien.

„Sie hat uns gesagt: Achtet nur darauf, dass ihr immer gute Schuhe habt. Das ist Leben! Schuhe, damit ihr laufen könnt.“¹⁴

In der Baracke waren dreistöckige Betten, deren Ebenen sich anfangs 6, dann 10 und später sogar 14 Frauen teilen mussten. Die Sanitär- und Latrinenbaracken durften nur zu bestimmten Zeiten aufgesucht werden. Zeitgleich mussten mehrere Hundert Häftlinge ihre Notdurft verrichten, eine Intimsphäre gab es nicht.

Sehr schnell breiteten sich Krankheiten und Epidemien aus. Zwei Wochen nach Ankunft im Lager, Mitte Mai 1944, brach eine Scharlachepidemie aus. Auch Eva Balog erkrankte schwer. Sie wurde von ihrer Mutter und den Anderen isoliert und kam in das Krankenrevier. Eine medizinische Versorgung gab es dort mangels Medikamente nicht, dafür die ständige Angst vor Selektionen.



Betten im ehemaligen Quarantänelager, Mai 2013.



Latrinen im ehemaligen Quarantänelager, Mai 2013.

„Welch ein Betrug!“

„Das Lagerkrankenhaus hieß Revier. Die älteren Häftlinge dort haben gesagt: ‚Ihr hattet verrücktes Glück, gerade sind die Frühjahrsselektionen vorbei.‘ Wir haben sie gefragt, was Selektionen sind. Dann haben sie uns das erklärt: ‚Die schwach sind, die krank sind, die, die nicht arbeiten können, die irgendwelche Wunden an sich haben oder irgendetwas, was sie [die Deutschen] stört, werden dem Gas ausgeliefert.‘ Wir haben die Schornsteine gesehen, die haben geraucht, das war ein schrecklicher Geruch, so ein verwester, widerlicher Geruch. Das waren Körper, die gebrannt haben. [...] Und dann haben wir erfahren, was es ist. Wir haben es erfahren, weil die Deutschen sich nicht gescheut haben, uns x-mal zu sagen: ‚Durch diesen Ausgang könnt ihr Auschwitz verlassen! Es gibt keinen anderen Ausgang, nur durch den Schornstein. Das ist der einzige Weg!‘ Meine Mutter hat sich Sorgen um mich gemacht, denn im Krankenrevier zu sein, war immer ein Schritt dem Tode näher.“¹⁵

Zwei Wochen nach ihrer Ankunft in Auschwitz-Birkenau mussten die ungarischen Häftlinge der Transporte von Anfang Mai eine Postkarte in die Heimatorte schreiben. Die Postkarten wurden in den Blocks verteilt. Da Eva Balog zu der Zeit im Krankenrevier war, bekam sie keine Möglichkeit zum Schreiben. Mit dieser Aktion wollten die Deutschen wahrscheinlich die zunehmenden Fragen von Freunden und Familien der Deportierten einschränken und damit Unruhe in den Heimatorten verhindern.

„Ich habe eine Postkarte, welche meine Mutter zwei Wochen nach unserer Ankunft in Auschwitz geschrieben hat. Da war ich im Krankenrevier, scharlachkrank, so war das Schreiben für mich verboten, vielleicht wegen der ansteckenden Krankheit? Unserem Transport war es befohlen, zuhause gebliebenen Freunden zu schreiben, dass wir gesund sind, arbeiten und alles in Ordnung ist. Aber das Wichtigste war die angebliche Adresse des Lagers: ‚Waldsee‘! So hat man zuhause gedacht, dass wir uns in einem Kurort befinden, in Österreich gibt es nämlich einen solchen Ort mit dem romantischen Namen. Welch ein Betrug! Meine Mutter hat ihrer ‚arischen‘ Freundin geschrieben, die mit einem jüdischen Ingenieur verheiratet war. So wurde diese Post aufgehoben.“¹⁶

Wie viele dieser Postkarten verschickt wurden und welche Wirkung sie hatten, ist nicht bekannt. Sicher war es für viele Empfänger das einzige oder oft auch das letzte Lebenszeichen, das sie von ihren Freunden oder Familienangehörigen erhielten.

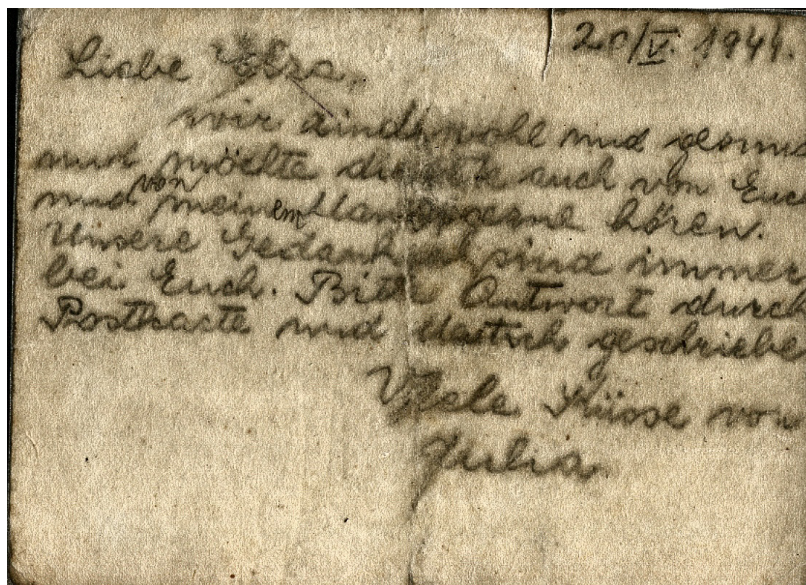
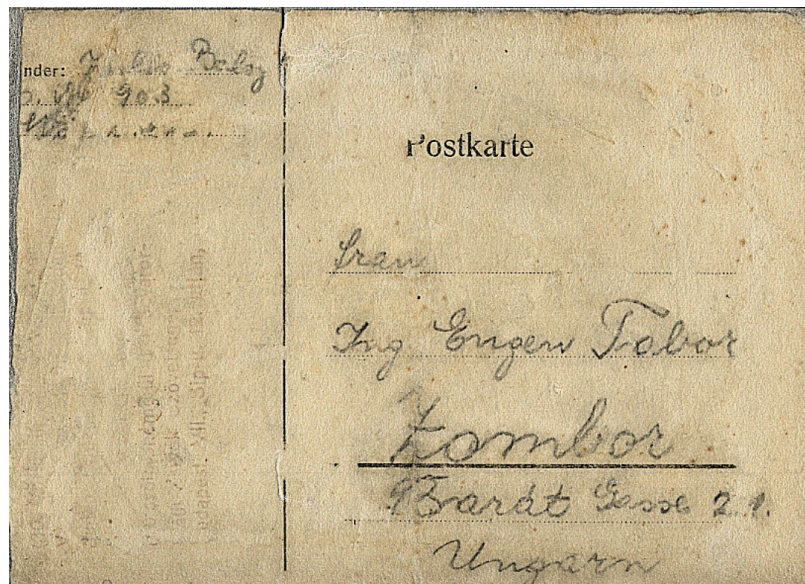
„Ich habe nie gehört, dass irgendjemand eine Antwort auf die aus ‚Waldsee‘ gesandte Karte erhalten hat.“¹⁷

Postkarte

Brav

Hg Engen Tabor

Absender: Julia Balog
(unleserlich) Str. 90.3
Waldsee



20/ V.1944

Liebe Elza,
wir sind wohl und gesund
und möchten dieselbe auch von Euch
und von meinem Mann gerne hören.
Unsere Gedanken sind immer
bei Euch. Bitte Antwort durch
Postkarte und deutsch geschrieben.
Viele Küsse von
Julia

In der Zeit, als ihre Tochter im Revier war, wurde Julija Balog einem Arbeitskommando zugeteilt, in dem die Sachen der neuangekommenen Häftlinge sortiert werden mussten.

In der Lagersprache wurde dieses Arbeitskommando „Kanada“ genannt. Mit Kanada verbanden die Häftlinge Reichtum und ein Land, in dem es alles gibt. Das Kommando war in Baracken in unmittelbarer Nähe der sogenannten Sauna und der Krematorien untergebracht. Die Sauna war ein großes Gebäude, in dem die Häftlinge registriert und tätowiert, geduscht, rasiert und eingekleidet wurden.

Durch den Kontakt zu einer Blockältesten, die aus demselben Geburtsort stammte wie Julija Balog, gelang es, dass auch Eva nach der Entlassung aus dem Krankenrevier dort eingesetzt wurde. So konnte sie auch während der Arbeit bei ihrer Mutter sein. Beide waren in der Nachtschicht eingesetzt. Obwohl die Arbeit körperlich nicht anstrengend war, belastete sie Mutter und Tochter doch schwer.

„Vier Wochen haben wir die Kleider und all die Sachen, die die verhafteten Juden mitgebracht haben, unter der Bewachung eines SS-Mannes sortiert. Das war keine schwere Arbeit. Physisch war das ganz einfach, seelisch war das schrecklich traurig, weil man dort alles gefunden hat. Gebetbücher mit Namen, Briefe, Kleider, Fotoalben, alles! Alles, was man in einem normalen Haushalt einer durchschnittlichen Familie auch finden kann. Persönliche Dinge. Ja, die Leute haben alles mitgenommen, was sie behalten wollten. Sie hatten natürlich keine Ahnung.

Sie waren so naiv und haben sich vorgestellt, dass sie im Lager zwar isoliert oder hungrig sind, dass es kalt ist. Aber auch wir dachten, wir haben unseren Wintermantel und wir haben unsere Souvenirs, wenn wir einmal traurig sind, sollen sie uns erinnern. So hat man gedacht.

Das Schlimmste war, dass diese Effektenkammer ganz in der Nähe der Krematorien war. Genau zu dieser Zeit kamen die ungarischen Transporte, ungarische Juden. Tag und Nacht, aber mehr bei Nacht und morgens hat man das Gebrüll, das Geschrei gehört. Man konnte alles hören, als wir vorbeiliefen. Dort hat man auch die anderen Stimmen gehört, die Kinderstimmen. Man hat Kolonnen gesehen, mit jungen Müttern, die Babys hielten oder Großmütter, die kleine Kinder führten.

An zwei Fälle erinnere ich mich sehr gut. Wir haben dort in der Nähe der Sauna gewartet. Plötzlich kam eine SS-Bewacherin, die eine Frau führte, deren Kopf halb geschoren war. Sie war schwanger, das konnte man gleich sehen. Uns war klar, dass man ihr schon die Haare geschoren hatte und erst da, als sie nackt war, gesehen hat, dass sie schwanger ist. Sie wurde ins Krematorium geführt! Eine andere Frau führte sechs Männer über 60 Jahre alt aus der Sauna. Sie hatten keine Strümpfe in den Schuhen und unter den Mänteln waren sie nackt. Sie sind an uns vorbeigegangen und sie haben gefragt: ‚Wir wissen nicht, wohin man uns führt, wir sind nämlich krank?‘ Und keiner von uns hat geantwortet. Wir sind wie Steine erstarrt nach dieser schrecklichen, sehr traurigen Erfahrung.



Jeden Tag kamen neue Transporte und wir wussten, woher sie kamen. Ein Transport aus Košice? Dann haben wir gewusst, dass meine Großmutter, meine Tante, mein Onkel und andere Verwandte darin sein können. Wir haben genau gewusst, was mit ihnen geschehen wird, wegen ihres Alters oder ihrer Gesundheit.“¹⁸



Bodenfunde im ehemaligen Kanada-Kommando, Mai 2013.

In der Zeit vom 15. Mai bis zum 9. Juli 1944 wurden etwa 438.000 Juden aus Ungarn - überwiegend aus ländlichen Regionen - in 147 Deportationszügen nach Auschwitz gebracht. Auf Befehl des Reichsverwesers Miklos Horthy wurden die Deportationen der Juden aus Ungarn am 7. Juli 1944 eingestellt, nach dessen Sturz setzten sie im November 1944 jedoch wieder ein.¹⁹

Mit Verringerung der täglich ankommenden Transporte wurden Eva und Julija Balog aus dem Kanada-Kommando versetzt. Sie kamen in ein Außenkommando, das in der Landwirtschaft arbeiten musste. Gleichzeitig wechselten sie dafür in eine andere Unterbaracke, in der nicht nur jüdische Häftlinge lebten. Probleme mit der körperlich schweren Arbeit und dem antisemitischen Verhalten einiger Mithäftlinge machten Mutter und Tochter das Überleben schwer.

„Später mussten wir verschiedene Feldarbeiten machen, schwere körperliche Arbeit. Für uns war alles schwer. Einige Frauen aus dem Westen Ungarns, Bäuerinnen, waren körperliche Arbeiten gewöhnt. Sie waren viel stärker, ihre Arbeitsleistung hat man gesehen. Wir haben da ein wenig rumgestochert, gebuddelt, aber wir hatten doch noch nie im Leben eine Schaufel in der Hand. [...] Ich weiß nicht, wie wir Strafen entgangen sind. Hitze war und mittags haben wir einen Brei zu essen bekommen und abends, nach einem langen Fußmarsch ins Lager, war stundenlang Appell.“²⁰

Durch die Arbeit in der prallen Sonne entzündeten sich Eva Balogs Beine so schlimm, dass sie wieder in das Krankenrevier musste. Sie plante mit ihrer Mutter, dass sie nach ihrer Entlassung aus dem Revier versuchen würden, in ein anderes Arbeitskommando zu kommen. Möglichst nicht unter freiem Himmel, da der Winter bevorstand. Sie hofften auf einen Einsatz in der Wäscherei oder in einer Waffenfabrik.

„...damit ich die Hoffnung nicht verliere...“

Im Krankenrevier besserte sich Eva Balogs Zustand nur langsam. Sie schloss mit einer jungen Französin, die im Nachbarbett lag, Freundschaft und gegenseitig machten sie sich Mut. Die Angst vor den immer wieder stattfindenden Selektionen im Krankenrevier stieg mit der Dauer des Aufenthaltes. Am 13. Oktober 1944 hörten die jungen Frauen davon, dass wieder eine Selektion stattfinden würde. Wieder mussten alle Jüdinnen aus den Betten, sich nackt ausziehen, um untersucht zu werden. Wieder hatte Eva Glück und entging der Selektion. Die Beine verheilten und sie konnte das Krankenrevier verlassen.

Julija Balog war inzwischen in der Wäscherei zur Arbeit eingeteilt. Über das, was dann mit ihrer Mutter passierte, konnte die Tochter bis zu ihrem Tod kaum sprechen.

„Da habe ich diese Selektion überlebt und bin gesund geworden, bin entlassen worden und kam in die Baracke und habe meine Mutter nicht gefunden. Ich kann nicht davon sprechen. Ich kann nicht erzählen. Sie wurde in der Zwischenzeit durch die Hilfe einer slowakischen Jüdin in der Wäscherei aufgenommen. Nachts ist sie auf die Latrine gegangen und hat sich am Bein verletzt und hatte einen kleinen Verband. Und sie haben es gesehen, diese Nacht sind sie in die Wäscherei gekommen, in die Nachtschicht und haben sie da selektiert. Ich glaube einmal noch habe ich sie gesehen - es gab da einen Todesblock, wo die Selektierten warten mussten, bis sie genug zusammen hatten, dass es sich lohnt das Gas anzumachen. Und dann glaube ich....Nein, davon kann ich nicht erzählen. Der Hauptpunkt ist, sie haben sie se-

lektiert und umgebracht. Sie war 41 und sah aus wie ein Mädchen, sehr jugendlich. Sie war noch nicht einmal krank. Vielleicht war sie gesünder als ich. Ein Verband am Bein war aber genug. Und dann, erst wollten die Leute aus Sombor nichts sagen. Als ob sie nicht wüssten wo sie sei.

„Aber wieso wisst ihr das nicht? Wieso ist sie nicht in der Baracke?“ rief ich. Die Mutter meiner Freundin, die mich seit meiner Kindheit kannte, hat es mir dann gesagt. Sie hat noch gesagt, dass meine Mutter wollte, dass sie mir nicht sagen was los ist. Sie sollten sagen, dass sie mit einem Transport weg sei, damit ich die Hoffnung nicht verliere und daran glauben kann, dass sie noch lebt. Ich bin dann von der einen Blockältesten zur anderen gerannt, um zu fragen, ob sie da jemand rausholen könne, sie sei gesund und könne gut arbeiten. Sie haben mich weggejagt. [...] Das war naiv. Vielleicht konnten sie was machen, vielleicht nicht. Ich weiß es nicht, ich werde es nie erfahren.“²¹

In der folgenden Zeit war Eva Balog wie apathisch. Sie wurde einem Transport zugeteilt. Bevor dieser das Lager verließ, mussten alle noch einmal zum Duschen. Dort traf sie auf Vera Ripp, die sie aus Sombor kannte. Die 22-Jährige nahm sich der Verzweifeln an. Sie hatte gesehen, wie Evas Mutter in den Todesblock geführt wurde. *„Ich habe das vor sechs Monaten erlebt. Wir werden zusammenbleiben.“* erklärte Vera Ripp und Eva Timar geb. Balog sagte noch Jahrzehnte später: *„Und das war von großer Bedeutung, dadurch bin ich am Leben geblieben.“²²*



Transporte

Mit dem Näherrücken der Front begann ab August 1944 die Räumung des KZ Auschwitz. Die Häftlinge wurden in Konzentrationslager im Reichsinneren transportiert. Die Zahlen stiegen kontinuierlich an. Im Oktober 1944 wurden 26.500 Häftlinge überstellt, ihnen standen 6.000 Neuzugänge im KZ Auschwitz gegenüber. Damit hatte die Phase der Räumung des Lagers endgültig begonnen.²³

Viele der Häftlinge wurden in anderen Konzentrationslagern und deren Außenlagern zur Arbeit, überwiegend in der Rüstungsindustrie, eingesetzt.

Auch Eva Balog und ihre Freundin Vera Ripp sowie weitere Bekannte aus Sombor wurden Ende Oktober einem Transport in das KZ Bergen-Belsen zugeteilt. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Transport mit 1.308 Frauen, der am 28. Oktober 1944 das KZ Auschwitz-Birkenau verließ²⁴ und fast eine Woche später, am 3. November 1944, im KZ Bergen-Belsen registriert wurde.²⁵

Diese Überstellung war der Beginn von vier weiteren Transporten bis zum Kriegsende, denen Eva Balog zugeteilt wurde.

Man räumte die Konzentrationslager wegen Überfüllung oder weil die Alliierten näher rückten, man transportierte Häftlinge an andere Orte, um den Arbeitskräftebedarf zu bedienen oder man überstellte die KZ-Häftlinge, weil sie nicht mehr arbeitsfähig waren.

„Immer war es eine Reise an ein unbekanntes Ziel, immer in eine ungewisse Zukunft.“²⁶



Lagertor und Rampe im ehemaligen KZ Auschwitz-Birkenau, Mai 2013.



Hintergrund

Das Konzentrationslager Bergen-Belsen²⁷ war seit seiner Errichtung im April 1943 ein Teil des nationalsozialistischen KZ-Systems. Dennoch unterschied es sich in wesentlichen Punkten von anderen Konzentrationslagern. Es wurde zunächst als Lager für jüdische Geiseln eingerichtet. Die SS stellte ihnen die Freilassung ins Ausland in Aussicht - im Austausch gegen dort internierte Deutsche.

Ab März 1944 änderte sich der Charakter des Lagers. Es wurde ein neuer Lagerteil für kranke und arbeitsunfähige männliche Häftlinge aus anderen KZ eingerichtet. Im August kam auch ein Lagerabschnitt für weibliche Häftlinge dazu. Zwischen August und November 1944 brachte die SS mindestens 9.000 Frauen und Mädchen in diesen Teil des Lagers.

In den Folgemonaten kamen noch Tausende hinzu. Die Frauen wurden in den ersten Monaten provisorisch auf einer großen freien Fläche in einem Dutzend großer Zelte untergebracht. Erst nachdem im November 1944 ein Sturm die Zelte zerstört hatte, teilte man ihnen Baracken zu. Die Mehrzahl der Mädchen und Frauen wurde zur Zwangsarbeit in andere Lager weitertransportiert.

Ab Ende 1944 wurde das KZ Bergen-Belsen zum Zielort vieler Räumungstransporte aus anderen Konzentrationslagern.

Am 15. April 1945 befreiten britische Truppen das KZ Bergen-Belsen.

Gelände des ehemaligen Zeltlagers, November 2014.



KZ Bergen-Belsen

Den Transport in das KZ Bergen-Belsen erlebte Eva Balog wie in Trance. Ihre Freundin Vera Ripp kümmerte sich um sie und sorgte dafür, dass die 18-Jährige nicht den Lebensmut verlor. Nach den Erfahrungen in Auschwitz erschien alles, was kommen würde, besser. So wuchs die Hoffnung zu überleben.

„In Bergen-Belsen war es ruhiger. Diese furchtbare Atmosphäre von Auschwitz, dieser Geruch und jeden Tag die Selektionen und die schrecklichen Szenen. Überall Tod, Tod, Tod! Das war in Bergen-Belsen dann noch nicht. Es war sehr unangenehm, anfangs waren wir in einem Zelt und Anfang November ist dieses Zelt eines Nachts zusammengebrochen. Dann übersiedelten wir in Baracken. Wir arbeiteten nicht und es waren keine Zählappelle. So haben wir gehofft, vielleicht wird es irgendwie gehen. Zu wenig zu essen, aber doch eine Ruhe.“²⁸

Diese vermeintliche Ruhe währte jedoch nicht lange. Immer mehr Transporte erreichten das KZ Bergen-Belsen, so dass sich die Lebensumstände stetig verschlechterten. Das Lager war überfüllt und zunehmend breiteten sich Typhus und andere Krankheiten aus.

Am 18. Dezember 1944 wurde morgens ein Zählappell angeordnet, um Transporte mit arbeitsfähigen Frauen zusammenzustellen. Wohin diese Züge gehen sollten und zu welcher Arbeit die Häftlinge eingesetzt würden, sagte man ihnen nicht. Die Angst vor einer unsicheren Zukunft wuchs wieder.

„Meine Freundin Vera war mit ihren 22 Jahren eine Autorität für mich. Sie sagte: ‚Wir sollten uns verstecken. Uns fehlt es hier an nichts. Wir sind hungrig, aber man lässt uns in Ruhe‘. Wir sind also in die Baracke gegangen und haben uns versteckt. Am Nachmittag hat man gesagt, dass es wieder Transporte gibt. Dann haben wir schon angefangen Angst zu bekommen. Was, wenn man uns erwischt? Und so haben wir uns aus Angst gemeldet. Das war eine sehr schlechte Lösung in unserem Fall! Aber man konnte nie vorher wissen, was mit den abtransportierten Menschen geschieht. Man wusste nie, welcher Transport etwas Besseres brachte. Wir hatten Pech: Sie brachten uns nach Braunschweig.“²⁹

Etwa 600 Frauen, überwiegend Jüdinnen, die aus dem KZ Auschwitz in das KZ Bergen-Belsen überstellt worden waren, wurden dem Transport nach Braunschweig in das KZ-Außenlager SS-Reitschule zugeteilt. Auch einige der Frauen, die Eva Balog noch aus ihrer Kindheit und Jugend in Sombor kannte, waren unter ihnen.



Hintergrund

Das im Dezember 1944 errichtete KZ SS-Reitschule war ein Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme bei Hamburg. Es war in den Pferdeställen der ehemaligen SS-Junkerschule³⁰, die 1935 im Braunschweiger Schloss eingerichtet worden war, untergebracht. Die Reitschule befand sich an der heutigen Salzdahlumer Straße, Ecke Schefflerstraße. Nach dem Luftangriff vom 10. Februar 1944 war die SS-Junkerschule nach Treskau bei Posen verlegt worden, so dass die Ställe weitgehend ungenutzt waren und für die Errichtung eines Außenlagers zur Verfügung standen.

Es war eines der wenigen KZ-Außenlager, deren Häftlinge nicht in der Rüstungsproduktion oder anderen kriegswichtigen Betrieben zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden. Die Frauen des KZ SS-Reitschule wurden von den Braunschweiger NS-Behörden zum Trümmerräumen in der stark zerstörten Stadt angefordert.

Ende Februar 1945 wurde das Lager aufgelöst. Die kranken und nicht mehr arbeitsfähigen Frauen brachte die SS in das KZ Watenstedt/Leinde, der größte Teil der Häftlinge wurde jedoch in das KZ-Außenlager Beendorf bei Helmstedt zum Arbeitseinsatz überstellt.

Bis heute ist wenig über das Braunschweiger Lager bekannt. Erst seit kurzem erinnert eine Informations-tafel, die am Rande der Straße etwas entfernt von den historischen Gebäuden steht, an das KZ.



Ehemaliges Lagergelände, November 2014.



KZ-Außenlager SS-Reitschule

Die Frauen in der SS-Reitschule lebten unter primitivsten Bedingungen. In den Ställen gab es keine Betten, sondern lediglich etwas Stroh auf dem Betonboden. Auch Sanitäreanlagen waren nicht vorhanden, es gab lediglich völlig ungenügende Latrinen. Ungeziefer und Krankheiten breiteten sich sehr schnell aus. Dennoch war dieses KZ-Außenlager anders, als Eva Balog bis dahin Konzentrationslager erlebt hatte. Es gab keinen elektrisch geladenen Zaun, keine Wachtürme. Der größte Unterschied war jedoch, dass es kein völlig isoliertes Lager war, sondern direkt an Wohngebiete grenzte.

Nach ihrem ersten Besuch in Braunschweig, im April 1997, schrieb Eva Timar ihre Erinnerungen und Gefühle nieder.



Eva Timar am ehemaligen Lagergelände, April 1997.

Ich war Häftling in Braunschweig

Zwei Monate habe ich als KZ-Häftling in Braunschweig verbracht. Das war im Winter 1944/1945, vom 18. Dezember 1944 bis 21. Februar 1945. Im Folgenden werde ich beschreiben, wie ich mich an diese Zeit erinnere:

Als ich im April 1944 verhaftet wurde, wurde ich nach Auschwitz verschleppt und dort habe ich sechs Monate verbracht. Darüber ist Vieles geschrieben und gesprochen, aber wer dort nicht war, kann sich das überhaupt nicht vorstellen. Natürlich ist es auch für mich das traurigste, schrecklichste Lager – die größte Tragödie meines Lebens - gewesen. Aber unter den anderen Lagern, in welchen ich nach Auschwitz war, hat Braunschweig mich außerordentlich schwer beeindruckt. In Braunschweig war ich vom Leben, einem normalen Leben (verhältnismäßig normalen!) nicht völlig isoliert. Da haben wir Gelegenheit gehabt, wieder zu sehen, dass es noch Straßen gibt, freie Bürger, Frauen, die einkaufen gehen, Kinder, die Schulen besuchen, dass es schöne Häuser gibt, Läden, Auslagen, Restaurants, Villen mit Gärten. Das waren Szenen aus einem früheren Leben, als auch wir noch unsere Heime, Eltern, saubere Kleider, schöne Bücher gehabt haben. Warm angezogen, satt, zufrieden....

Und was war mit uns im Winter 1944/45 in der schönen Stadt Braunschweig?

Wir, ungefähr 300 Frauen und Mädchen, sind mit einem Transport aus Bergen-Belsen angekommen. Unsere Unterkunft war ein zweiteiliger Stall. Erst

„... es war so wunderbar.“

im April 1997, als ich in Salzgitter war und Braunschweig besuchte, habe ich erfahren, dass diese Ställe der SS gehörten.

Unsere Arbeit war Trümmerbeseitigung. Jeden Morgen sind wir sehr früh aufgestanden. Unsere „Betten“ – Betonboden mit einer dünnen Schicht Stroh, voll mit Läusen und Schmutz. Wochenlang kein Wasser zum Waschen! Erst im Februar hat man uns sogar zweimal(!) in ein Bad geführt. Nach warmer Dusche sollten wir an unsere mit Wunden bedeckten Körper wieder die abscheulichen, schmutzigen, sogenannten Kleider anziehen, die voll mit Läusen waren.

Wie schauten unsere Tage aus?

Nach dem Frühstück, schwarze Flüssigkeit, die Kaffee genannt wurde, gingen wir in Fünferreihen in der Mitte der Straße zur Baustelle. Das war ein Teil der Stadt, völlig von Bomben ruiniert, in Trümmern. Aber unser Weg führte uns durch die lebende Stadt, was ich früher schon erwähnt habe. Das war die Zeit vor Weihnachten. Die Einwohner von Braunschweig, zwar im offensichtlich verlorenen Krieg, in ärmlichen Umständen, in der teilweise zerstörten Stadt – doch in feierlicher Stimmung – eilten nach Hause, tragend in buntes Papier eingewickelte Päckchen, vielleicht Geschenke für ihre Kinder, Ehefrauen, Eltern.

Wir, arme, kranke, ausgemergelte Frauen und Mädchen, die wie Bettler aussahen, wir haben unsere Liebsten verloren und haben so furchtbar gelitten. Nie werde ich den Anblick eines Fensters vergessen, wo eine junge blonde Frau mit einem Kind auf dem Arm vor dem schneeweißen Vorhang stand

und uns mit erschrockenem Gesichtsausdruck anschaute.

Wir arbeiteten den ganzen Tag in großer Kälte. Unsere Posten waren keine SS-Leute, es waren Veteranen in Uniform. Sie waren menschlich zu uns. Gleich als wir an der Arbeitsstelle angekommen sind, hörten wir den Befehl: „Holz holen, Feuer machen!“ Dann hat uns der Posten einzeln zum Feuer gerufen, um uns eine kurze Zeit zu erwärmen. Das war aber nur möglich, wenn keine SS-Leute in der Nähe waren, die uns ziemlich oft besuchten.

Die Arbeit war, eiskalte Ziegel und Steine von einer Stelle an eine andere zu versetzen. Während der Arbeit hat man uns nicht grausam behandelt. Aber diese menschlichen Posten konnten uns nicht vor Hunger, Kälte, Läusen, Krankheiten, Schmutz und natürlich nicht vor der SS beschützen. Abends war es schrecklich. Am Eingang in den Stall haben wir das Essen – nur einmal täglich – bekommen. Eine abscheuliche Suppe, nicht einmal warm, und daneben zu wenig. Und dann kam der Kampf mit den Läusen. Wir zogen uns aus und haben bei der schwachen Beleuchtung die Läuse vernichtet. Das dauerte lange, war aber umsonst. Wir legten uns hin und nach kurzer Zeit fühlten wir wieder die Qual. Kratzen und kratzen, die halbe Nacht...

Einmal, als Fliegeralarm war, hat man uns von der Arbeitsstelle in eine Kirche gejagt. Unter uns war eine junge Frau aus Budapest. Dort in der Kirche hat sie Gounods Ave Maria gesungen. Die Akustik und ihre Stimme – es war so wunderbar. Die schon lange vergessenen, feinen, zarten Gefühle erwach-

„Ora pro nobis, nobis peccatoribus...“

ten wieder. Immer werde ich mich an dieses Ereignis erinnern. „Ora pro nobis, nobis peccatoribus...“

Das Stadtviertel, das heißt die Überreste der Stadt wo wir arbeiteten, war von Braunschweiger Einwohnern nicht besucht. Bestimmt war es ihnen verboten in unsere Nähe zu kommen. Doch manchmal gingen einzelne Leute vorbei. Einmal ist eine Frau auf einem Fahrrad mit einem Korb Äpfel vorbeigefahren. Sie schüttete den ganzen Inhalt des Korbes aus und fuhr weiter. Eine Begegnung mit Hitlerjungen: Einer von ihnen wirft uns ein Päckchen von 2-3 Kuchen zu. Ein anderes Mal waren es keine Kuchen, sondern Steine...

Als es viel schneite, haben wir drei Tage im bewohnten Gebiet der Stadt gearbeitet - Schnee räumen. Damit hat man schnell aufgehört, denn manche Einwohner haben ihr Mitleid bewiesen und von oberen Stockwerken haben sie uns in Papiertüten warme Kartoffeln oder ähnliches zugeworfen. Dieses so kleine Zeichen von Mitleid hat der Lagerkommandantur nicht gefallen. Wir gingen wieder zu den Trümmern zurück.

Ich war sehr krank und schwach. Mein Glück war, dass ich eine sehr gute Freundin hatte, Vera, die mir in jeder Hinsicht geholfen hat. Sie war, wie alle in sehr schlechtem Zustand, nur wenig gesünder, aber seelisch stärker als ich. Sie war vier Jahre älter als ich, ihre Familie hatte sie verloren. Unter uns war eine, heute schon lange verstorbene „ältere“ Frau, 45 (!) Jahre alt. Tante Mancini aus unserer Heimatstadt. Sie war unser Schutzengel, tapfer und ener-

gisch. Aber wie ich es erwähnt habe, keiner konnte uns aus dieser Hölle retten, nur ein wenig unser Elend erleichtern. Viele starben neben uns.

Die Ärztin, welche uns im Februar zugeteilt war, sagte mir: „Du bist sehr krank, aber ich kann Dir nicht helfen. Ohne Medikamente, in diesen fürchterlichen Umständen...“

Unser Posten hieß „Onkel Willi“. Er hat mir einmal ein Stück Brot mit Leberwurst gegeben. Ein anderes Mal einen Schal. „Meine Frau schickt das.“ War er ein guter Mensch oder war nur das Ende schon nah? Wer weiß das?

Ich war Häftling in Braunschweig bis zum 21. Februar 1945, als man die kranken, nicht arbeitsfähigen Häftlinge in das Krankenrevier im KZ Watenstedt brachte. Noch heute verstehe ich nicht, warum? Aus welchen Gründen hat man uns so barmherzig (!) behandelt? Und wessen Befehl war das? Es wäre logisch gewesen, uns nach gewohnter Lagerpraxis totzuschlagen, zu ermorden.

Ich kann nicht sagen, was für ein Erlebnis es für mich war, als man mir ermöglichte, diesen Ort wiederzusehen, zu besuchen. [...] Ich besuchte den Ort, das heißt die Ställe, die Kirche, wo wir während des Fliegeralarms die unvergessliche Melodie des Ave Maria hörten. Ich sah die schönen alten Fachwerkhäuser, den Dom, die Denkmäler. Das war so unglaublich nach 52 Jahren.

„Ich war Pimpf und Hitlerjunge...“

Ich habe nur den Wunsch, jemandem zu begegnen, der zu dieser Zeit (1944/45) in Braunschweig lebte und sich an uns, die Häftlinge aus der SS-Reitschule, erinnert.

Ich möchte ihn fragen, was waren seine Gefühle im Bezug auf die Szene, die wir darstellten? Mitleid, Hass, Gleichgültigkeit?

Diese Frage lässt mich nicht ruhen....³¹



Eva Timar und Vera Obradovic, April 1998.

Animiert durch einen Zeitungsartikel über einen zweiten Besuch von Eva Timar und Vera Obradovic im April 1998, schilderte der gebürtige Braunschweiger Gerhard Sommer seine Sicht von außen auf das Lager und die KZ-Häftlinge.

„Gerhard Sommer, geboren am 9. Oktober 1929 in Braunschweig, wohnhaft seit 1934 in einem Siedlungshäuschen in der Schefflerstr. 7.

Mein Vater hat in viel Eigenarbeit als Zimmerpolier das Haus gebaut. Die Schefflerstraße hieß vorher Jüdelstraße (Max Jüdel war Chef des Eisenbahnsignalwerks an der Ackerstraße) und wurde 1934 umbenannt. Es war nur ein Schotterweg. Das Haus hatte kein elektrisches Licht und ein Klo im Garten, die Wasserversorgung war durch Pumpe im Keller. Da wir dort draußen alleine wohnten, konnte ich nach Herzenslust spielen.

1936/37 wurde die SS-Reitschule vom Braunschweigischen Staat geplant, im Zusammenhang mit dem Ausbau des Schlosses zur SS-Führerschule. Mein Vater musste 1938 unser Grundstück verkaufen, erwarb aber ein neues Baugrundstück an der Holzmindenerstraße, worauf ein neues Haus geplant war. Wir konnten aber im Haus wohnen bleiben bis zur Fertigstellung des neuen Hauses. Wir waren in den Komplex der SS einbezogen, hatten aber einen eigenen Zugang von der Schefflerstraße und einen Hinterausgang, um über das Grundstück der SS zum Limbecker Hof zum Einkaufen zu gehen.

Mein Vater war nicht in der Partei (Sozialdemokrat) und zu Beginn des Krieges in der Luftschutzpolizei und konnte sich dank seiner praktischen Erfahrung im Retten von Menschen aus Trümmern vor dem Soldat-sein drücken. Ich war Pimpf und Hitlerjunge, mehr aus Pflicht als aus Neigung. 1944 war ich in der Tischlerlehre und in meiner Freizeit zu Hause.

„Ich sah sie einmal zufällig...“

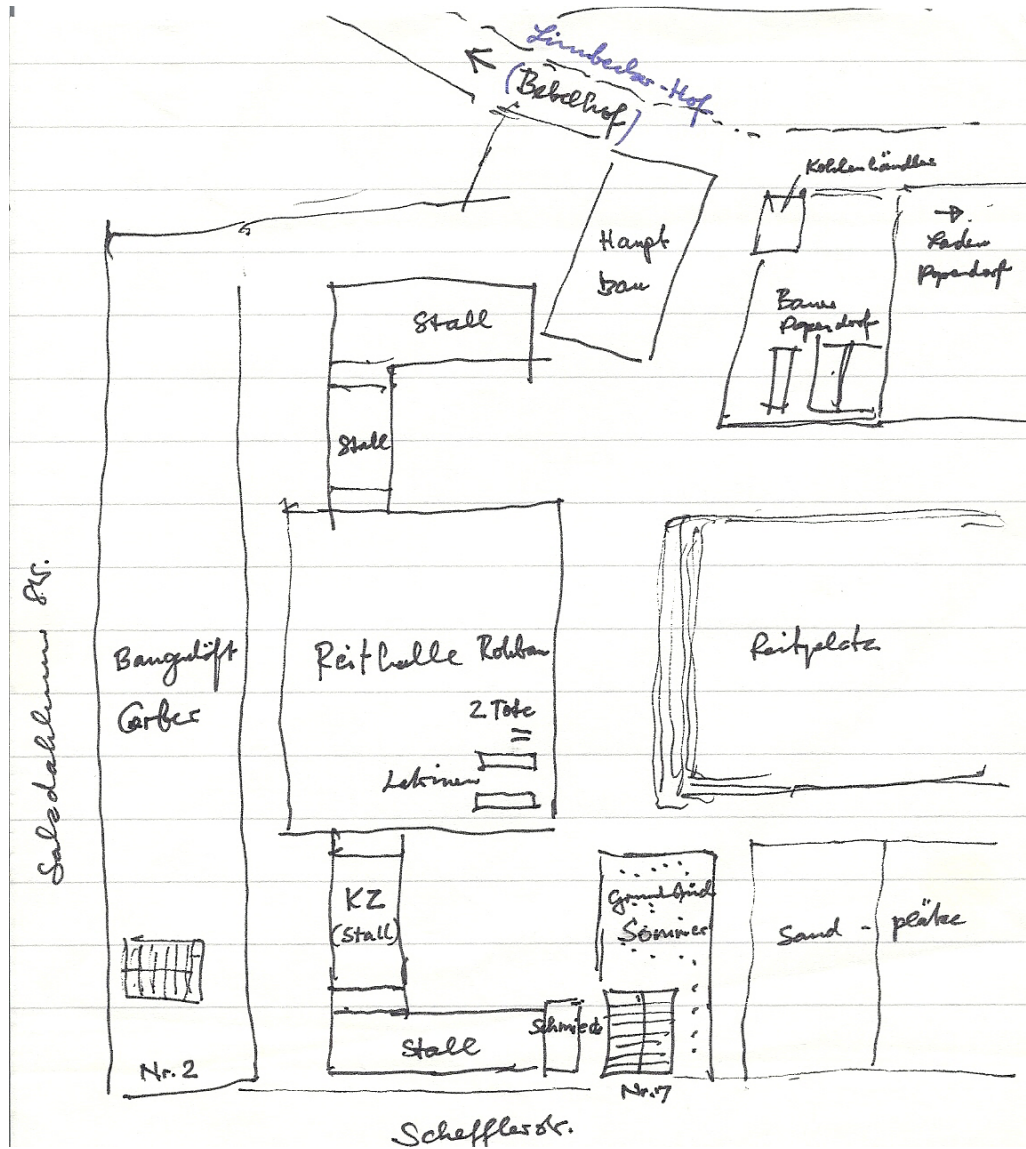
Die Pferdeställe waren leer, teilweise wurde ein Stallteil zur Unterbringung von ausgebombten Leuten und deren Habe kurzzeitig genutzt. Ein Stallteil wurde zu Beginn des Winters mit Häftlingen belegt. Ich konnte kurz einen Blick hineinwerfen. Ich war bekannt bei den Wachleuten, weil ich innerhalb des Geländes freien Zugang hatte. Ich habe nie über die Hintergründe nachgedacht, ich habe nur gesehen was war. Der Stall war aus Beton mit Metallpfeilern zum Abteilen der Boxen. Die Futterkrippen aus Ton waren einbetoniert und dienten den Häftlingen zur Aufbewahrung ihrer Habseligkeiten. Die Matratze bestand aus Stroh, es waren teilweise verschmutzte Decken und Kleidungsstücke vorhanden. Die Abлаufrinnen für Jauche wurden nachts wahrscheinlich zum Urinieren benutzt. Die Ställe waren nachts durch schwere Türen abgeschlossen. Der Stall war nicht geheizt, war aber winddicht und durch die Atemluft muss es sehr feucht gewesen sein. Das feuchte Stroh wurde dann in Schiebekarren rausgefahren und auf dem Hof abgekippt. Zwischen den Haufen des verschmutzten Strohs, in der Kälte gefroren, saßen einige Frauen in der Hocke und verrieten ihre Notdurft. Die Frauen waren groß und stark, dunkelhaarig. Ich sah sie einmal zufällig von unserem Grundstück aus. Zur Bewachung waren SS-Weiber in Hosenröcken als Uniform mit Langschäftern und einer Reitpeitsche in der Hand. Wenn ich heute darüber nachdenke, hatten die großen Frauen eine Sonderstellung, da sie nicht die Latrinen in der Reithalle zu benutzen brauchten.

Unser Haus war inzwischen an die Versorgungslei-

tung der SS mit eigenem Zähler angeschlossen. Eines Tages hatten wir einen Schmutzwasserrückstau in unserer Waschküche. Die Stallentwässerung war verstopft. Nachdem die Leitung wieder frei war, wurde unsere Waschküche von 3 - 4 Frauen mit Eimern leergeschöpft, da der Ablauf höher lag. Ich kam darauf zu und war neugierig. Es waren jüngere Frauen, die einen großen Lebenswillen ausstrahlten, obwohl sie verlumpt und mit Schmutz behaftet waren. Eine Frau fand in dem Schmutzwasser eine Nadel mit eingefädeltm Faden und hat sie, da zufällig keine Bewachung da war, freudig eingesteckt. Dieser Lebenswille rührte wohl daher, dass der Krieg zu Ende ging und jeder hoffte, lebendig davonzukommen. Die Reithalle war im Rohbau fertig und hatte noch keine verglasten Fenster. Ich wollte wissen, was in der Reithalle war und fuhr in einem unbewachten Augenblick mit dem Fahrrad ran, stellte mich auf das Rad und sah neben den beiden Latrinengruben zwei Leichen liegen, die sich kopfüber in die Latrinen gestürzt hatten. Nach meiner Erinnerung waren es eine Frau und ein Mann. Ich bin sehr nachdenklich schnell weggelaufen, konnte aber mit meinem Vater nicht darüber sprechen.

Nach dem Krieg wurde die Existenz des Lagers totgeschwiegen. Ich wurde, nachdem das Lager aufgelöst worden war, eingezogen zum Arbeitsdienst und auf dem Marsch nach Berlin von den Amerikanern interniert und kam erst im Juli 1945 wieder. Von dem Lager war nichts mehr zu sehen, alles gesäubert und ordentlich.“³²

2 Tote
 =
 Lebkuchen



Gelände der SS-Reitschule. Skizze Gerhard Sommer, April 1998.

„Ich überlasse dir meinen Löffel..“

Der Winter 1944/1945 war schneereich und sehr kalt. Die Häftlinge des KZ SS-Reitschule mussten ständig unter freiem Himmel arbeiten. Die schwere Arbeit, die miserablen Lebensumstände und die viel zu dünne Häftlingskleidung führten dazu, dass die meisten Frauen nach wenigen Wochen kaum noch arbeitsfähig waren.

Zwischen dem 29. Januar und dem 23. Februar 1945 verzeichnete das Beerdigungsunternehmen Pietät 16 abgeholte und ins Krematorium überführte Leichen aus dem KZ-Außenlager.³³

„Jeden Tag wurde es schlimmer. Jeden Tag hatten wir weniger Kraft, weniger Gesundheit. Die Frauen starben, ich weiß nicht wieviele. Aber in unserem Bereich, in dem ich am Boden schlief, dort ist eine Frau aus Novisad, eine Bekannte, gestorben. Auf der anderen Seite war eine slowakische Frau mit zwei Töchtern. Ich habe sie so beneidet. Wie gut geht es den Mädchen, sie haben ihre Mutter! Aber dann ist die Mutter gestorben und eine der Schwestern. Und dann wieder eine, Ella Berkovic, ich erinnere mich noch an ihren Namen. Hoffnungslos, ganz hoffnungslos.“³⁴

Trotz dieser Umstände gab es für die Frauen auch Momente, in denen sie wieder Mut schöpften. So wurden sie nach Monaten im Februar erstmals in der Nähe des Lagers zum Duschen geführt. Es gab sogar warmes Wasser, dann mussten sie wieder in ihre schmutzigen Kleider und mit nassem Haar zurück in den Stall der SS-Reitschule. Es war ein hin und her zwischen Hoffnung und Hoffnungslosigkeit. Am 21. Februar 1945 fand morgens eine Selektion

im Lager statt. Schon am Abend vorher hatten die Häftlinge davon gehört. Eva Balog war sich sicher, dass dies ihr Ende sein würde.

„Wir haben das so verstanden, dass die eine Gruppe leben, irgendwo arbeiten wird und die andere Gruppe wird ermordet. Das war so logisch, nach so langer Zeit wussten wir das. [...] Ich habe meiner Freundin Vera gesagt: ‚Ich überlasse dir meinen Löffel, ich brauche ihn nicht mehr von morgen an.‘ Und sie hat gesagt: ‚Du machst mich böse. Ich will nichts von diesem Testament hören!‘ Sie hat ihn nicht angenommen. Aber ich habe doch gesehen, dass sie noch etwas stärker war als ich. Es waren Nuancen in unserem Gesundheitszustand, aber doch war klar, wer noch weitermachen kann und wer nicht. Am nächsten Morgen hat man uns auf Lastwagen geworfen, weil wir nicht einmal mehr klettern konnten. Es war so ein schöner Februartag, es war sonnig. Ich habe gedacht, es wäre schön hier einzuschlafen und fertig. Ich bin so müde von dem Leben. Es ist nicht mehr auszuhalten. [...] Dann sind die Lastwagen vor einem Gebäude stehengeblieben, mit roten Ziegeln und einem Schornstein. Natürlich hatte es nichts mit einem Krematoriumsschornstein zu tun. Nur der Anblick eines Schornsteins war schon verdächtig. Wozu brauchte man einen Schornstein? Dann sind wir dort reingekommen und man sagte uns, dass wir baden sollen - auch das war verdächtig, weil wir wussten, dass man das den Menschen in den Gaskammern auch gesagt hatte.“³⁵



Hintergrund

Ab Mitte Mai 1944 wurden bestehende Lagerkomplexe an der Reichsstraße 248 gegenüber des Dorfes Leinde von Zwangsarbeitern geräumt und zum KZ-Außenlager Watenstedt/Leinde umgebaut. Die Häftlingsunterkünfte, Versorgungsbaracken und das Lager der SS-Wachmannschaften waren weithin sichtbar.

Am 27. Mai 1944 erreichte der erste Transport mit männlichen Häftlingen aus dem KZ Neuengamme das neu errichtete KZ-Außenlager Watenstedt/Leinde. Die ersten weiblichen Häftlinge wurden aus dem KZ Ravensbrück im Juli 1944 nach Watenstedt/Leinde transportiert; entsprechend wurde das Lagergelände erweitert und umstrukturiert.

Die Belegungszahl des Männerlagers wuchs in kürzester Zeit auf ca. 2000 an und auch die Belegstärke von 1500 Frauen wurde bald erreicht. Die Häftlinge waren zur Arbeit in den Stahlwerken Braunschweig eingesetzt

Ende 1944 wurde das KZ Watenstedt/Leinde immer mehr zu einem Auffanglager, da arbeitsunfähige Häftlinge anderer KZ-Außenlager hierhin überstellt wurden. Mit Auflösung der KZ in der Region Braunschweig wuchs die Häftlingszahl beider Lagerteile auf eine unbekannte Größe an.

Am 7. April 1945, nur wenige Tage vor dem Einmarsch der alliierten Truppen in der Stadt, wurden die KZ-Außenlager im Salzgittergebiet geräumt. Die Häftlinge des Lagers Watenstedt/Leinde wurden mit Zügen abtransportiert. Erst nach etwa 10 Tagen erreichten sie das KZ Ravensbrück. Die marschfähigen Häftlinge mussten von hier aus weiter zu Fuß in Richtung Westen laufen. Einige erreichten Anfang Mai das KZ-Außenlager Wöbbelin, andere wurden schließlich in der Gegend um Malchow befreit.

Gelände des ehemaligen KZ Watenstedt/Leinde, Juli 2012.



„Wem ist das eingefallen?“

KZ Watenstedt/Leinde

Das Ziel der Lastkraftwagen mit den weit mehr als 100 schwerkranken Frauen aus dem KZ-Außenlager SS-Reitschule war das KZ Watenstedt/Leinde. Eva Balog war völlig verängstigt in dieser Situation, einerseits aufgrund der Lagererfahrungen, andererseits wegen der Trennung von Vera Ripp.

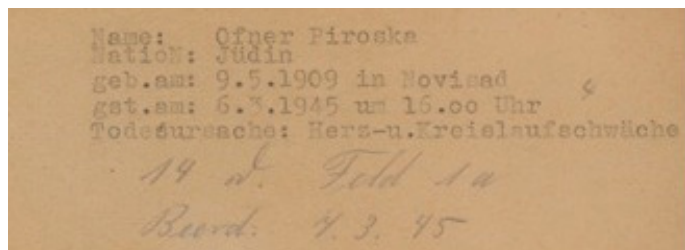
„Sie haben mich von Vera getrennt, das war eine besondere Katastrophe, weil es im Lager schlimm war, alleine zu sein. Inmitten der Masse von Leuten, ohne ein nahes Geschöpf. Das musste man erst finden, man kann sich nicht mit jedem anfreunden. Man musste sich lieben lernen, damit man nah ist und zusammenhält wie Schwestern. So wie Vera und ich.“³⁶

Schnell stellten die Frauen jedoch fest, dass es sich nicht um ein Vernichtungslager handelte.

„Dort waren belgische Häftlinge, Männer und Frauen in gestreiften Kleidern. Sie sagten: ‚Kommt hinein, kommt hinein, ihr werdet baden!‘ Und dann haben sie uns den Dreck genommen, den wir an uns hatten. Wir bekamen blaue Hemden und eine Decke. Das war Watenstedt. Das was dort geschehen ist, ist auch heute noch für mich unglaublich. Wem ist das eingefallen? Wir kamen in eine Baracke mit Etagenbetten, zwei in ein Bett. Hier gab es sogar einen Waschraum! Es waren dort eine polnische Ärztin, polnische Pflegerinnen und eine polnische Blockälteste. [...] Wir haben nur in unseren Betten gelegen. Vom Lager habe ich nichts gesehen.“³⁷

Die kranken und schwachen Frauen kamen nicht aus ihrer Baracke, merkten aber trotzdem die sich stetig verschlechternde Lebenssituation im Lager. Immer mehr Kranke kamen in das Revier, die Sterblichkeitsrate stieg rapide. Eva Balog musste mit ansehen, wie im Nachbarbett Pirotschka Ofner starb. Sie war auch aus Sombor und die Mutter ihrer Freundin Julika. In Auschwitz war Pirotschka Ofner von ihrer Tochter getrennt worden, als diese in ein Außenlager überstellt wurde. Sie erfuhr nicht, was mit der 17-Jährigen geschehen war.

Nach dem Tod von Julija Balog hatte sie sich sehr um deren Tochter Eva gekümmert, und war für diese auf dem Weg durch die verschiedenen Konzentrationslager zu einer mütterlichen Freundin geworden.



Sargkarte von Pirotschka Ofner.

Eva Balog hatten sich im Krankenrevier etwas erholt. Sie hatte kein Fieber mehr und kam etwas zu Kräften. Am 7. April 1945 wurden auch die Häftlinge des Krankenreviers im KZ Watenstedt/Leinde zum Appell geholt. Sie wurden dem Räumungstransport zugeteilt.

Räumungstransporte

In den letzten Wochen des Krieges räumte die SS viele der Konzentrationslager. Bei aller Unterschiedlichkeit der einzelnen Situationen war das Prinzip in allen Lagern das gleiche: Die Häftlinge sollten nicht ihren Befreiern übergeben werden. Die SS wollte sie vielmehr bis zuletzt in ihrer eigenen Gewalt behalten. Weshalb, diese Frage ist bis heute nicht geklärt. Die Räumungstransporte fanden unter schlimmsten Bedingungen statt. In Viehwaggons oder zu Fuß wurden die Häftlinge, meist ohne Essen oder Trinken, oft tagelang von einem Ort zum anderen geschickt. Tausende starben auf diesen Transporten. Die KZ-Außenlager im Salzgittergebiet wurden am 7./8. April 1945 von der SS geräumt.

„An einem von diesen Tagen sind wir evakuiert worden. In offenen Viehwaggons. Schrecklich viele in einem, man konnte die Beine nicht ausstrecken. Was mich betrifft, ich habe so schlecht ausgeschaut, dass eine ähnlich kranke Frau, etwas älter als ich, zu mir sagte: ‚Du bist ein Todeskandidat‘. Das war mit 19 Jahren nicht angenehm zu hören. Wir haben nichts zu essen bekommen. Man ist mit uns herumgefahren, in Sachsenhausen stehen geblieben. Voll, kein Platz! Voll, kein Platz, auch in anderen Lagern. In der Zwischenzeit war Fliegeralarm. Unsere Posten waren natürlich nicht bei uns. Der Zug stand irgendwo. Aber es bestand nicht die Gefahr, dass wir fliehen würden, weil wir keine Kraft dazu hatten. Es wurde jeden Tag schwerer und schwerer. Hin und wieder haben wir Rote Beete aus Konserven bekommen. Ich und Magda, wir waren die Extremfälle,

wie man schlechter nicht aussehen kann. Unsere liebe polnische Ärztin hat gesagt: ‚Die Flüssigkeit gebe ich Eva und Magda, sie sind schon fertig, aber habt Mitleid mit ihnen‘. Eines nachts sind wir in Ravensbrück angekommen.“³⁸

Der Zug aus Watenstedt erreichte am Abend des 12. April 1945 das bei Fürstenberg/Havel gelegene Konzentrationslager. Auch dieses Lager war völlig überfüllt und es herrschten chaotische Zustände. Die Frauen wurden wieder in Baracken untergebracht und vegetierten vor sich hin. Man setzte sie nicht mehr zur Arbeit ein. In der Lagerküche wurde scheinbar nicht mehr gekocht. Den Häftlingen gab man hin und wieder Rot-Kreuz-Pakete mit Lebensmitteln. Dies war für viele tödlich, da die meisten dem Verhungern nahe waren und die Körper die oft fetthaltige Nahrung aus den Paketen nicht mehr vertrugen.

Auch die schon unzureichenden hygienischen Umstände im Lager verschlechterten sich weiter. Es gab nicht mehr ausreichend Wasser, die Latrinen arbeiteten nicht mehr und unzählige Leichen lagen unbeerdigt auf dem Boden zwischen den Baracken.

Der Zusammenhalt der Frauen aus Sombor, die schon seit der Zeit im KZ Auschwitz gemeinsam um das Überleben kämpften, rettete Eva Balog das Leben. Mit hohem Fieber und völlig geschwächt wollte sie sich im Krankenrevier melden. Doch alle rieten ihr davon ab, da sie sicher waren, dass die 19-Jährige dort nicht überleben würde.

„Die Freiheit ist da!“

Immer mehr Räumungstransporte aus anderen Konzentrationslagern kamen im KZ Ravensbrück an. Immer mehr Häftlingskolonnen verließen das Lager, da die Front immer näher rückte. Am 28. April 1945 wurde auch Eva Balog in eine Gruppe marschfähiger Häftlinge eingeteilt. Zu Fuß verließen sie das Lager in Richtung Westen. In den nächsten vier Tagen marschierten die völlig entkräfteten Frauen etwa 70 Kilometer.

„Man hat uns gesagt, dass wir gehen werden. Wohin, keine Ahnung! Diese Kolonne hat in Ravensbrück angefangen. Das war kein Gehen, das war ohnmächtiges Schleichen. Und natürlich kamen die SS-Männer und Frauen und die Schäferhunde mit uns. Sie haben geschrien, gebrüllt und uns gejagt. Die erste Nacht waren wir in einem Wald. Und wir sollten dort schlafen. Es hat geregnet. Wir haben dann einige Stunden auf dem Boden gelegen und sind ganz nass geworden. Dann wieder weiter, weiter. Die zweite Nacht, daran kann ich mich nicht mehr erinnern. In der dritten Nacht sind wir auf einem Gut angekommen. Dort war eine Scheune und man hat uns erlaubt, uns dort hinzulegen. Das war ein Gefühl wie in einem wunderbaren Bett, einem warmen Bett! Am nächsten Tag: Weiter, weiter, immer weiter! Wir konnten nicht stehenbleiben. Man hat uns gesagt, wer stehen bleibt, der wird erschossen! Manche haben sich versteckt und einfach gewartet. Es war so ein Lärm von den Kämpfen, man hörte schon die Russen. Dann kamen wir in Malchow³⁹ an und haben uns in den Baracken auf den Boden fallen lassen.“⁴⁰

Am Morgen des 2. Mai 1945 stellten sich die Frauen in gewohnter Weise zum Appell auf. Die deutschen Bewacher kamen jedoch nicht.

„Dann kamen aus einem benachbarten Lager Franzosen. Sie trugen einen russischen Soldaten und riefen: ‚Die Freiheit ist da!‘ Und der Russe sagte: ‚Entfernt euch nicht, der Krieg dauert noch an, es kann viel passieren!‘ Und dann haben wir auf das Ende des Krieges gewartet.“⁴¹

Nach dem 8. Mai 1945 organisierten die Angehörigen der Roten Armee sofort den Alltag der ehemaligen KZ-Häftlinge. Die Frauen übersiedelten in die leerstehenden Häuser der SS. Die Soldaten besorgten Lebensmittel, organisierten Ärzte und eine erste Grundversorgung.

„Sie haben dafür gesorgt, dass man baden konnte! Ich bin baden gegangen und kann mich an die Kabinen erinnern - jeder hatte eine eigene Kabine und eine eigene Wanne mit warmen Wasser! Alle haben gesungen. Ich habe mich in die Wanne gelegt, aber irgendetwas schien zu scheuern - wie Eisen oder so. Es waren meine Knochen, ich war nur noch Haut und Knochen und wog unter 30 Kilogramm. Um mich herum sangen sie und ich heulte. Befreiung! Ich verspürte kein Glück, nur eine Art Erleichterung. Aber Glück? So viel war geschehen, wir haben die Unseren verloren, obwohl ich damals noch nicht wusste, dass die ganze Familie meiner Mutter umgebracht wurde. Es war nur eine Art Erleichterung.“⁴²



Weiterleben

Wenige Tage nach der Befreiung traf Eva Balog in Malchow auf Julika Ofner, die Jugendfreundin aus Sombor, deren Mutter im KZ Watenstedt/Leinde gestorben war. Unter dem Eindruck der eigenen traumatischen Erlebnisse, verschwieg Eva Balog den Tod von Piroschka Ofner.

„Von dieser Zeit, bis zu unserer Heimkehr im August, verbrachten wir die Zeit gemeinsam. Ich habe ihr nicht erzählt, dass ihre Mutter gestorben ist. Ich hatte nicht den Mut. Sie hat mich gefragt: ‚Was ist mit meiner Mama?‘ Ich habe gesagt: ‚Sie war sehr schwach, als ich sie gesehen habe. Ich glaube nicht, dass sie das aushalten konnte.‘ Aber Julika wollte das nicht glauben. Sie hat erst zuhause erfahren, was geschah.“⁴³

Mitte Mai 1945 erfuhr Eva Balog, dass in Neubrandenburg ein Repatriierungslager für jugoslawische Überlebende eingerichtet worden sei. Es fehlten jedoch die Transportmittel, um in die etwa 70 Kilometer entfernte Stadt zu gelangen. Trotz ihres sehr schlechten Gesundheitszustandes machten sich die beiden jungen Frauen zu Fuß auf den Weg. Bis Waren benötigten sie mehrere Tage, übernachteten in leerstehenden Häusern und aßen, was sie finden konnten. Ab Waren konnten sie mit dem Zug nach Neubrandenburg fahren und wurden dort von ehemaligen jugoslawischen Kriegsgefangenen in die Kasernen gebracht. Dort gab es ärztliche Untersuchungen, bei denen bei Eva Balog TBC diagnostiziert wurde. Zusammen mit ihrer Freundin kam sie in ein improvisiertes Krankenhaus, um sich zu erholen

und wieder zu Kräften zu kommen.

Ende Juli endete diese erste Station des Heimwegs. Die jungen Frauen hatten genug Kraft und Mut gesammelt, um sich mit Gedanken an die Zukunft zu beschäftigen. Der Wunsch in die Heimatstadt zurückzukehren wurde immer größer. Die Reise alleine zu organisieren schien aussichtslos, daher nutzten sie eine sich Anfang August 1945 bietende Chance. Die Regierung der Tschechoslowakei organisierte einen Transport ehemaliger Gefangener aus Südosteuropa von Neubrandenburg nach Prag. Eva Balog und Julika Ofner durften mitfahren und so hatten sie eine weitere Etappe auf dem Weg nach Sombor in Aussicht.



Repatriierungslager Neubrandenburg, Sommer 1945.

„Überall Erinnerungen...“

„Die Tschechen haben dann Autobusse aus Prag geschickt, um die Kranken und Schwachen abzuholen. Wir hatten Angst alleine nach Hause zu gehen. Dann, Ende Juli fuhren wir durch Berlin und Dresden nach Prag. Dort waren wir drei Tage und haben Ausweispapiere bekommen. Ausweise, dass wir im KZ waren, dass wir gesund sind und keine Läuse haben. Danach sind wir mit dem Zug durch die Tschechoslowakei und Ungarn nach Jugoslawien gekommen. Wieder ein Auffanglager, wieder neue Ausweise und zwei Nächte warten. Dann in die Heimatstadt Sombor - Heimatstadt, denn mein Zuhause war es nicht mehr.“⁴⁴

In Sombor erfuhr Eva Balog, dass ihr Vater überlebt hatte und in einem Krankenhaus in der Nähe der Stadt sei. Zehn Tage nach der Rückkehr seiner Tochter kam Julije Balog mit Hilfe eines Freundes zurück nach Sombor. Der Vater war vom Ghetto Bačka Topola im Mai 1944 über Budapest und Wien in das KZ Mauthausen deportiert worden.

Die beiden Freundinnen Eva und Julika kamen in der Wohnung von Freunden unter, Julije Balog fand Unterkunft in der Wohnung eines anderen Freundes. Nur sehr wenige Juden aus Sombor kehrten in die Stadt zurück. Die meisten waren in den Konzentrationslagern ermordet worden.

Eva und ihr Vater blieben nicht in Sombor. Sie sahen dort keine Zukunft mehr, die Erinnerungen an die Mutter und das verlorene, harmonische Familien-

leben belastete sie sehr.

„Wir konnten Sombor nicht ertragen, wir konnten nicht. Überall Erinnerungen, es war so schlimm die Straße lang zu gehen. Vater konnte es nicht ertragen. Er war so schwach. Wir hatten nirgends eine Bleibe. Nach einigen Wochen hatte er sich erholt und suchte sich Arbeit. Er ging auf Montage. Ich musste mein Abitur nachholen, da meine Generation Abitur gemacht hat, als ich auf dem Weg nach Auschwitz war. Sie haben mir Gelegenheit gegeben, mein Abitur privat nachzumachen. Den Einschreibetermin an der Universität habe ich aber verpasst, so dass ich eine Stelle in Vrbas annahm. Vater und ich sind nach Vrbas gegangen, um mit einem Freund zusammen zu leben, der auch Frau und Kind im KZ verloren hatte.“⁴⁵

Die 19-Jährige wusste nicht, was sie machen sollte. Sie hatte die Lebensfreude verloren und lebte von einem Tag auf den anderen. Im Frühjahr 1946 erfuhr sie, dass man in Belgrad ein Studentenwohnheim eingerichtet hatte, in dem alle jüdischen Studierenden, die im KZ waren kostenfrei leben konnten. Es war ihnen auch erlaubt, sich im laufenden Semester zu immatrikulieren. Eva Balog schrieb sich im Fachbereich Bautechnik ein.

„Viele, ungefähr 50 - 60 junge Menschen die ähnliche Schicksale gehabt haben wie ich, waren dort. Das war sehr gut, weil man einander verstanden hat. Dort war die Gemeinde sehr arm und die Umstände waren sehr bescheiden. Aber nachdem, was

„So habe ich da meine Familie gegründet...“

wir durchgemacht hatten, waren wir damit zufrieden. Und wir haben angefangen zu lernen. Das Leben lief wieder in seiner ganz normalen Weise.“⁴⁶

Das Haus in der Kosmarska 19 in Belgrad wurde zu einer Heimstatt für die „Gestrandeten“, wie Eva Timar im Interview 2001 mit strahlenden Augen erklärte. Sie war sicher, dass sie selbst und viele ihrer Freunde nur durch die Gemeinschaft die psychischen Belastungen verkrafteten. In dem Studentenwohnheim lernte sie auch ihren späteren Ehemann Nikola Timar kennen. Auch seine Familienangehörigen waren Opfer des Holocaust geworden.

Am 24. Februar 1949 heirateten Eva Balog und Nikola Timar in Belgrad. Obwohl es in der Straße eine Synagoge gab und es sich um ein jüdisches Wohnheim handelte, waren die meisten keine praktizierenden Juden. Auch Eva und Nikola Timar besuchten die Synagoge nicht.

Bis 1957 blieben sie in der Kosmarska 19 wohnen. *„Das Wohnheim in der Kosmarska war für uns und unsere Freunde, es gibt eine kleine Gruppe, die auch bis zum Schluss dort gelebt hat, unser Zuhause. Auch als wir geheiratet und Kinder bekommen haben. Meine Tochter wurde noch da geboren, ich habe sie aus dem Krankenhaus dorthin gebracht. Meine Freundinnen auch so. Das gab uns Kraft, zum Lernen und fürs weitere Leben. So habe ich da meine Familie gegründet und alles andere und schöne, was noch kam.“⁴⁷*



Familie Timar, 1980er Jahre.

Am 31. August 1956 kam die Tochter Lidija zur Welt und acht Jahre später, am 2. März 1964, Sohn Aleksander.

Im Jahr 1957 zogen Timars aus dem Wohnheim in eine Belgrader Wohnung. Eva Timar arbeitete bis zu ihrer Rente als Bauingenieurin in einem großen Betrieb.



Erinnern

„Die Orte bleiben, sie verändern nur ihr Gesicht [Aussehen]“ erwiderte Eva Timar auf die Frage, warum es ihr so wichtig sei, die ehemaligen Lagerorte zu besuchen, auch wenn dort nichts mehr zu sehen ist.

Die Erinnerungen an die Zeit in den Konzentrationslagern waren Eva Timar immer präsent. In der eigenen Familie wurde wenig über die Zeit im KZ gesprochen. Einerseits verstand man sich ohne Worte, andererseits waren die Erinnerungen zu belastend.

*„Vater sagte als wir ankamen: ‚Wenn Du genug Kraft hast, dann wirst Du mir alles erzählen.‘ Gut, einige Einzelheiten. Auch heute noch verdränge ich die Gedanken. Das ist so traurig und schlimm. Bis zum letzten Atemzug wird mich das verfolgen, dass ich mich daran erinnere, wie es war. Mein Vater hat mit großer Angst alle Literatur über den Holocaust gesammelt, die er bekommen konnte. Nur über die persönliche Tragödie, da haben wir nicht gesprochen. Das konnte er nicht. Er hat sofort geweint, wenn man über Mutter sprach. Er hatte eine große Bibliothek, alles was erschienen ist, hat er besorgt. [...] Er hat immer nach einer Antwort für das Unvorstellbare gesucht.“*⁴⁸

In den 1960er Jahren war Eva Timar zweimal in Auschwitz-Birkenau zu Besuch. Der erste Besuch, 1964, war eher zufällig. Eva Timar hatte in einem Projekt gearbeitet, für das sie dienstlich nach Kattowice reisen musste. Die polnischen Gastgeber führ-

ten damals jeden Gast in die Gedenkstätte. Sie ahnten nicht, welchen Bezug Eva Timar zu diesem Ort hatte.

*„Ich bin am 27. Januar 1995 zum 50. Jahrestag der Befreiung mit einer Delegation dort hingefahren. Da stand ich an diesem kalten Wintertag in voller Trauer; überall auf der Erde, in den Trümmern des Krematoriums, entlang der Gleise an der berüchtigten Rampe flimmerten hunderte von Kerzen. Durch die Lautsprecher erklang die endlose Liste der Vornamen, die erschütternden Reden und Gebete, auch das jüdische Gebet Kaddisch. Und da war der fast unausstehbare Schmerz.“*⁴⁹



Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, Mai 2013.



Zum 50. Jahrestag der Befreiung des KZ Ravensbrück fuhr Eva Balog mit einer Gruppe jugoslawischer Frauen. Es war das erste Mal, dass sie auf deutschem Boden an einer Gedenkveranstaltung teilnahm.

„Ehemalige Häftlinge, weißhaarige Frauen, manche an Krücken oder in Rollstühlen, waren aus vielen Ländern gekommen. Im KZ Ravensbrück habe ich die letzte Woche meines Lagerlebens verbracht, unmittelbar vor dem Todesmarsch, körperlich und seelisch völlig erschöpft, in einem jämmerlichen Zustand - also lauter traurige Erinnerungen. Doch auf der offiziellen Gedenkfeier, mit ihrem sehr umfangreichen Programm, unter den vielen Gästen bei der Kranzniederlegung, als wir zur Erinnerung Kränze in den Schwedsee warfen, war ich mehr aufgeregt als traurig. Es gab keine Zeit für tiefe Gefühle...“ ⁵⁰

Die 69-Jährige mutete sich immer neue Reisen zu Gedenkveranstaltungen oder Besuchen der ehemaligen Lagerorte zu. Es ließ ihr keine Ruhe, sie konnte nicht mit den Erinnerungen abschließen. Ihr großer Wunsch war, die Orte ihrer Leiden noch einmal zu besuchen, um sie mit dem heutigen Blick wahrzunehmen.

1996 konnte über Berliner Kollegen der Kontakt zum Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V. in Salzgitter hergestellt werden. Nun erfuhr sie endlich, wo die Konzentrationslager SS-Reitschule und Watenstedt gewesen sind.



Eva Timar, April 1997.

„Ich habe die Stele am ersten Morgen meines Aufenthaltes in Salzgitter besucht. Endlich wurde mein Wunsch erfüllt. Tief in Gedanken versunken habe ich die Inschrift ‚Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung‘ gelesen, wie auch die Worte an den Bronzetafeln. Der Text ist in mehreren Sprachen angebracht - auch wir Opfer gehörten vielen Völkern an.“ ⁵¹



Im April 1998 kam Eva Timar zusammen mit ihrer Freundin Vera Obradovic geb. Ripp nach Salzgitter. Diese war sehr skeptisch, ob sie die Lagerorte noch einmal besuchen sollte. Doch Eva Timar überzeugte sie, dass sie den Ort besuchen müsse, an dem sich ihre Wege im KZ getrennt hatten. Der Ort, an dem sie Abschied voneinander genommen hatten, im Glauben sich nie wiederzusehen - im KZ-Außenlager SS-Reitschule in Braunschweig. Bei der Auflösung des Lagers war Vera Ripp als arbeitsfähig in das KZ Beendorf überstellt worden. Kurz vor Kriegsende kam auch sie in das KZ Ravensbrück und von dort mit dem schwedischen Roten Kreuz nach Malmö.

Es war für Vera Obradovic der erste Besuch eines ehemaligen Lagerortes. Sie kam an einen Ort, an dem nichts mehr an das ehemalige Lager erinnerte. Die Räume der ehemaligen SS-Reitschule wurden inzwischen als Verkaufsraum eines Fliesenhandels genutzt. Die beiden alten Damen waren jedoch nicht auf etwas Sichtbares angewiesen - ihre Erinnerungen veränderten die Atmosphäre des betrieblich genutzten Raumes und machten „sichtbar“, was nicht mehr zu sehen war.

„Zwar gibt es hier noch keine Gedenktafel, aber die Erinnerung an die gequälten, elenden Frauen in den Ställen wird in der KZ-Gedenkstätte Schillstraße bewahrt.“⁵²

Die Informationstafel an der Straßenecke haben die beiden Überlebenden nicht mehr kennengelernt.



Eva Timar und Vera Obradovic in der ehemaligen SS-Reitschule, April 1998.



„Ich blättere in den Zeitungsausschnitten und Dokumenten, die ich vom Arbeitskreis bekommen habe. Am liebsten habe ich die Alben mit den Fotos von unseren Aufenthalten in Salzgitter. Da erscheinen die verschiedenen Ereignisse, die wir dort erlebt haben. Eines der höchst eindrucksvollsten, traurigen Erlebnisse war der Besuch des Friedhofes Jammerthal. Es ist bekannt, dass die Toten, die Opfer der KZ kein Grab haben. Ihr tragisches Leben endete in Massengräbern, Gaskammern und Krematorien. Und dann kamen wir an eine grüne Wiese, wo sich Hunderte von Stahlplatten mit Namen, Vornamen, Geburts- und Sterbedatum befinden. Rundherum der gepflegte Rasen und Denkmäler, den gestorbenen und ermordeten Opfern gewidmet mit Inschriften in mehreren Sprachen. Für Vera und mich hat dieser Friedhof auch eine symbolische Bedeutung. Hier ist die aus unserer Heimatstadt stammende Piroshka Ofner begraben, die bis zu ihrem Tode mit uns in all den Konzentrationslagern war.“⁵³



Eva Timar und Vera Obradovic am Mahnmal für die jüdischen Opfer, April 1998.



Das Grab der mütterlichen Freundin hatte für Eva Timar und Vera Obradovic vor allem eine symbolische Bedeutung, da weder für ihre eigenen Mütter, noch für die anderen in den KZ ermordeten Familienangehörigen Gräber vorhanden sind.

Als Eva Timar ein Jahr zuvor das Grab von Piroshka Ofner fand, bedauerte sie zutiefst, dass Julika Ofner-Turtel dies nicht mehr erfahren würde. Sie war wenige Monate zuvor in Israel verstorben.

„...für uns Überlebende...“

Vera Obradovic und Eva Timar,
11. April 2001.



„Nicht nur Erinnern und Gedenken, sondern Fragen nach Verantwortung und verantwortlichem Handeln in Gegenwart und Zukunft prägten gestern die Gedenkstunde in der Dokumentationsstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Drütte auf dem Werksgelände der Salzgitter AG. Am 11. April 1945 wurde Salzgitter vom Naziterror befreit...“⁵⁴

So begann im Jahr 2001 die Berichterstattung über die seit 1985 jährlich am 11. April stattfindende Gedenkstunde im ehemaligen KZ Drütte. Jahrelang waren immer ehemalige KZ-Häftlinge zu Besuch, auch Eva Timar nahm zweimal an der Gedenkstunde teil.

„Die letzte Rede wird gewöhnlich von einem ehemaligen Häftling gehalten. Auch ich habe mich zweimal an das Publikum gewandt. Kann man sich vorstellen, welche Aufregung die Veranstaltung für uns Überlebende hervorruft?“⁵⁵

Trotz der emotionalen Belastung war es für Eva Timar immer eine Herzensangelegenheit den Redebeitrag zu leisten. Im Jahr 2001 legte sie ihren inhaltlichen Schwerpunkt auf die Bildungsarbeit des Arbeitskreis Stadtgeschichte. Mit großem Interesse verfolgte die 76-Jährige, wie sich Jugendliche in Salzgitter für die Erinnerungsarbeit engagieren, wie in Zeitzeugengesprächen mit ihr interessierte und



fundierte Fragen gestellt wurden.

*„Die junge Generation soll unsere Hoffnung sein und zwar solche Jugendliche, die in frühen Jahren ihres Lebens unter weisem Unterricht die reine Wahrheit kennengelernt haben. Vielleicht können Sie ihre Kenntnisse manchem Erwachsenen weitergeben. Erwachsene, die nie etwas von der Geschichte des Nationalsozialismus gewusst haben wollen. [...] Danke Euch, dass wir mit Eurer Hilfe ein anderes Deutschland kennenlernen konnten.“*⁵⁶



Vera Obradovic und Eva Timar, 11. April 1998.

Erinnern und nicht vergessen, war für Eva Timar eine Lebensaufgabe. Sie sah es als ein Vermächtnis ihrer Mutter, ihrer Familienangehörigen und Freunde, die ermordet wurden. Eva Timar war auch offen für kreative und moderne Formen des Erinnerns. Sie selber wählte gerne das gesprochene oder geschrie-

bene Wort, aber auch kleine Gesten.

Die kleine, alte Dame, die bei der Gedenkfeier am 11. April 1998 aufgeregt am Rednerpult stand, trug ein dunkles Kostüm mit einer dezenten Elfenbein-Brosche am Revers.



Nach der Gedenkstunde erklärte sie uns, dass diese Brosche Piroshka Ofner gehört habe und sie das Schmuckstück in Erinnerung an die mütterliche Freundin, die im KZ Watenstedt/Leinde starb, trage.

Julika Ofner-Turtel hatte das Familienerbstück der Freundin geschenkt. Es war ein Dank dafür, dass die junge Eva Balog bei der Mutter war, als diese starb.

Bildungsarbeit

Für Eva Timar war Bildung immer ein hohes Gut, das jedem Menschen zusteht. Sie hoffte, dass die Vermittlungsarbeit in der Gedenkstätte, in Schulen und in anderen gesellschaftlichen Bereichen eine Grundlage zur Erfüllung ihres größten Wunsches bildet. Dafür war sie bereit, über ihre persönlichen Erinnerungen und Erlebnisse zu sprechen.

„Durch eure Arbeit wird hoffentlich mein Wunsch und das Ziel erreicht: Eine Gesellschaft und Jugend, die zwischen dem Guten und dem Bösen unterscheiden kann. Eine Gesellschaft, welche nichts aus der grauenhaften Vergangenheit verschweigen wird, welche nie mehr erlaubt, dass Menschen wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer anderen Religion, Nationalität, wegen ihrer politischen Ansichten und anderer Verschiedenheiten verfolgt werden.“⁵⁷



Treffen mit Aktiven des Jugend-Rot-Kreuzes Adersheim/Leinde, April 1998.



Obwohl seit 1997 sehr viel Material über Eva Timar im Gedenkstättenarchiv vorlag, mehrere Audiointerviews mit ihr aufgenommen, Erinnerungsberichte gesammelt und andere persönliche Quellen archiviert wurden, kam Eva Timar unserem Wunsch, ein Videointerview aufzunehmen, im Jahr 2001 gerne nach. Entstanden ist eine etwa 40-minütige Aufzeichnung, die in Seminaren eingesetzt werden kann. Es ist etwas Besonderes, nicht nur die Erinnerungen zu hören, sondern auch die Gesten und Mimik der Zeitzeugin zu sehen.

Mit ihren Zeitzeugenberichten und den anderen Materialien, die sie dem Gedenkstättenarchiv zur Verfügung stellte, hat Eva Timar den Staffelstab des „Nichtvergessens“ an die Gedenkstätte und deren historisch-politische Bildungsarbeit weitergereicht.



Freundschaft

*„Freundschaft wäre nicht möglich, wenn wir die Beweise eurer aufrichtigen Bemühungen, eures Engagements nicht erlebt hätten.“*⁵⁸

Mehrmals war Eva Timar in Salzgitter zu Besuch, alleine oder in Begleitung ihrer engen Freundin Vera Obradovic. Zu Hause erzählte sie ihrer Familie von diesen Erlebnissen, sie berichtete auch im Jüdischen Museum Belgrad, wo sie ehrenamtlich aktiv war. Vor allem sammelte Eva alle Briefe und Dokumente, alle Zeitungsartikel und Fotos, die sich mit ihrer persönlichen Geschichte oder ihren Besuchen in Deutschland beschäftigten. Wichtig war Eva Timar vor allem, deutlich zu machen, dass Freundschaft mit Deutschen auch für sie, die die Grausamkeiten des Holocaust überlebt hat, möglich ist. Dabei kam es ihr nicht darauf an, ob es junge oder ältere Menschen waren, mit denen sie Kontakt hatte.

Das wichtigste Kriterium war der Wille, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus auseinander zu setzen und die Verbrechen nicht zu verschweigen.

In einer Rede sagte sie einmal:

„Man muss in die Zukunft schauen, ohne die Vergangenheit zu vergessen.“

Der enge Kontakt nach Salzgitter war auch darin begründet, dass es viele ehrenamtliche Mitglieder des Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V. gab, die sich in unterschiedlichen Situationen um Eva Timar, ihre Familie und Freunde kümmerten. Briefe und Emails gingen hin und her, bei Aufenthalten in Salzgitter gab es viele private Treffen.

Der letzte Besuch fand im Oktober 2002 statt. Erstmals kamen Eva Timar und Vera Obradovic in Begleitung ihrer Ehemänner.



Besuch in der Realschule Gebhardshagen, Oktober 2002.

„...*that you did not forget my mother.*“

Epilog

Am Abend des 4. Juli 2008 klingelte das Telefon. Es war Vera Obradovic die anrief und völlig aufgelöst sagte: „*Eva ist heute gestorben - dabei bin ich doch die Ältere!*“ Für sie war es unvorstellbar, dass ihre vier Jahre jüngere Freundin, mit der sie seit jenem Herbsttag 1944 in Auschwitz etwas ganz Besonderes verband, nicht mehr lebt.

Wir verloren mit Eva Timar eine gute Freundin, Zeitzeugin und Unterstützerin unserer Arbeit. Aber, sie hat uns so viel interessantes, persönliches und wertvolles Material für die Arbeit in der Gedenkstätte hinterlassen, dass wir immer wieder bei Seminaren darauf zurückgreifen.

Wir entschieden uns daher, die erste Broschüre der neuen Biografienreihe Eva Timar zu widmen. Bei deren Vorbereitung merkte ich aber, dass wir keine Fotos aus ihrer Kindheit und von ihrer eigenen Familie haben.

Es gab aber noch eine alte Emailadresse der Tochter Lidija. Unsicher, ob die Adresse noch stimmt und vor allem auch unsicher, ob die Familie unsere Idee unterstützen würde, schickte ich eine Mail. Diese wurde sehr schnell beantwortet:

„*Dear Elke, I was so excited when I got your e-mail. Also, I am happy that you did not forget my mother. As I do not live in Belgrade, for weekend I will visit my father and try to find the photos you need.*“⁵⁹

Wenige Tage später erhielten wir einige private Fotos. Bei dem Besuch seiner Tochter erzählte Nikola

Timar viel über die Zeit, als ihre Mutter den engen Kontakt nach Salzburg pflegte. Wie wichtig dies für Eva Timar war, wird uns heute noch einmal durch Lidija Petrovics Mail verdeutlicht.

„*My father and I have been going through the album with photos of you and them, you must have had a great time together. So many photos, so many memories. My mother kept the photos neatly and wrote down every single thing including ,waiting for Elke at the department store‘.*“⁶⁰

Wir danken der Familie Timar für die Bereitschaft, unsere Arbeit zu unterstützen. Die vorliegende Broschüre ist ein weiterer Baustein, um Erinnerungen zu bewahren und sie aktiv in die Bildungsarbeit einzubeziehen.

Elke Zacharias
Leiterin der Gedenkstätte



Anmerkungen

- ¹ Arbeitskreis Stadtgeschichte-Archiv (AKS-Archiv), Bestand Personen, Hängeordner (HO) Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 1.
- ² Ebd., S. 2/3.
- ³ Ebd., S. 5.
- ⁴ Ebd., S. 5.
- ⁵ Vgl. Götz Aly/Christian Gerlach: Das letzte Kapitel. Der Mord an den ungarischen Juden, Stuttgart-München 2002, S. 37ff.
- ⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 7.
- ⁷ Ebd., S. 14/15.
- ⁸ Ebd., S. 16.
- ⁹ Ebd., S. 18.
- ¹⁰ Vgl. Franciszek Piper: Die Rolle des KL Auschwitz bei der Durchführung der NS-Politik, in: Waclaw Długoborski/ Franciszek Piper: Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Band 3, Oświęcim 1999, S. 45ff.
- ¹¹ Vgl. Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau: Auschwitz-Birkenau. Vergangenheit und Gegenwart, Oświęcim 2008.
- ¹² Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Frankfurt/Main 1989, S. 764.
- ¹³ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 21ff.
- ¹⁴ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 4.
- ¹⁵ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 22.
- ¹⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Email von Eva Timar vom 7. März 2003.
- ¹⁷ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Email von Eva Timar vom 9. März 2003.
- ¹⁸ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 4f.
- ¹⁹ Vgl. Eberhard Jäckel/Peter Longerich/Julius H. Schoeps (Hrsg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Berlin 1993, S.143ff.
- ²⁰ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 25.
- ²¹ Ebd., S. 27/28.
- ²² Ebd., S. 29.
- ²³ Vgl. Andrzej Strzelicki: Die Liquidation des KL Auschwitz, in: Waclaw Długoborski/ Franciszek Piper: Auschwitz 1940-1945. Studien zur Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, Band 5, Oświęcim 1999, S. 24.
Vgl. auch Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau: The Auschwitz Album. The story of a transport. Oświęcim, 2002.
- ²⁴ Danuta Czech: Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Frankfurt/Main 1989, S. 908.
- ²⁵ Eberhard Kolb, Bergen-Belsen 1943 – 1945, Göttingen 2002 (Neuaufgabe), S. 73.
- ²⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 8.
- ²⁷ Vgl. Stiftung niedersächsische Gedenkstätten: Bergen-Belsen. Kriegsgefangenenlager 1940 – 1945, Konzentrationslager 1943 - 1945, Displaced Persons Camp 1945 – 1950. Katalog zur Ausstellung, Göttingen 2009, S. 200. Stiftung niedersächsische Gedenkstätten: Bergen-Belsen. Historischer Ort und Gedenkstätte. Celle 2010, S. 24/25.



- ²⁸ AKS-Archiv, Bestand Medien/Interviews, Videointerview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 9. April 2001, Minute 13.00ff.
- ²⁹ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 6/7.
- ³⁰ Reinhard Bein/Ernst-August Roloff: Der Löwe unterm Hakenkreuz. Reiseführer durch Braunschweig und Umgebung 1930 – 1945. Göttingen 2010, S. 52ff.
- ³¹ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Erinnerungsbericht „Ich war Häftling in Braunschweig“, April 1997.
- ³² AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Erinnerungsbericht Gerhard Sommer, 22.4.1998.
- ³³ Vgl. Karl Liedke/Elke Zacharias: Das KZ-Aussenlager Schillstasse. Der Arbeitsensatz von KZ-Häftlingen bei der Firma Büssing. Braunschweig 1995, S. 24.
- ³⁴ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 8.
- ³⁵ Ebd.
- ³⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 31.
- ³⁷ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S. 9.
- ³⁸ Ebd., S. 10.
- ³⁹ Das KZ Malchow war 1943 als ein Außenlager des KZ Ravensbrück errichtet worden. Mehrere hundert Frauen mussten dort in der Dynamit-AG Alfred Nobel arbeiten.
- ⁴⁰ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S.10.
- ⁴¹ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 34.
- ⁴² Ebd.
- ⁴³ AKS-Archiv, Bestand Medien/Interviews, Videointerview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 9. April 2001, Minute 34.00 ff.
- ⁴⁴ Ebd., Minute 40.00ff.
- ⁴⁵ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 38.
- ⁴⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Elke Zacharias mit Eva Timar vom 17. April 1997, S.11.
- ⁴⁷ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Interview Milica Mihajlovic mit Eva Timar vom 16. Juni 1996, (bearbeitete, deutsche Übersetzung), S. 40.
- ⁴⁸ Ebd., S. 42.
- ⁴⁹ Eva Timar: Gedenken und Erinnern. Zurückkommen an die Orte der Lager und Treffen mit Deutschen, in: 10 Jahre Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte, Salzgitter 2004, S. 36.
- ⁵⁰ Ebd.
- ⁵¹ Ebd., S. 37.
- ⁵² Ebd., S. 39.
- ⁵³ Ebd., S. 38. Zur Geschichte des Friedhofes und zur Biografie von Piroshka Ofner: Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V. : „Ausländer friedhof“ Jammertal in Salzgitter-Lebenstedt. Informationen und Anregungen für einen Besuch am historischen Ort. Salzgitter 2013.
- ⁵⁴ Salzgitter Zeitung, Artikel vom 12.4.2001.
- ⁵⁵ Eva Timar: Gedenken und Erinnern. Zurückkommen an die Orte der Lager und Treffen mit Deutschen, in: 10 Jahre Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte, Salzgitter 2004, S. 39.
- ⁵⁶ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Redebeitrag von Eva Timar, 11. April 2001.



⁵⁷ Eva Timar: Gedenken und Erinnern. Zurückkommen an die Orte der Lager und Treffen mit Deutschen, in: 10 Jahre Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte, Salzgitter 2004, S. 40.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Mail von Lidija Petrovic, 18. November 2014.

⁶⁰ AKS-Archiv, Bestand Personen, HO Timar, Mail von Lidija Petrovic, 24. November 2014.



Fotonachweis

Umschlag:

Deckblatt: Foto Elke Zacharias. Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V. - Archiv (AKS-Archiv).

S. 3 - 9: Privat. Timar.

S. 10/11: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 12/13: Foto Jörg Dreyer. AKS-Archiv.

S. 15: Privat. Timar.

S. 17: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 19: Foto Jörg Dreyer. AKS-Archiv.

S. 20: Foto Klaus Tätzler. Stiftung niedersächsische Gedenkstätten / Gedenkstätte Bergen-Belsen.

S. 22/23: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 26: Foto Eva Freudenstein. AKS-Archiv.

S. 30: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 31: AKS-Archiv, Bestand Friedhöfe.

S. 34: Stadtarchiv Neubrandenburg.

S. 36: Privat. Timar.

S. 37: Foto Thomas Bernhagen. AKS-Archiv.

S. 38 - 41: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 42: Foto Peter Lenke. Salzgitter AG.

S. 43: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

S. 44: Foto Eva Freudenstein. AKS-Archiv.

S. 51: Foto Elke Zacharias. AKS-Archiv.

Impressum

Herausgeber

Arbeitskreis Stadtgeschichte e.V./
Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte
Wehrstraße 29
38226 Salzgitter
Tel.: 05341 44581
www.gedenkstaette-salzgitter.de
info@gedenkstaette-salzgitter.de

Spendenkonto

IBAN: DE91 2505 0000 0151 6912 27
BIC: NOLADE2H
Braunschweigische Landessparkasse

ISBN 978-3-926944-00-9

Konzeption, Texte und Layout

Elke Zacharias
unter Mitarbeit von Maike Weth

Ich danke für die Unterstützung bei den Korrekturen:
Kathrin Empacher/Eva Freudenstein/Albrecht Materne/
Krim Weber-Rothmaler.

Copyright

Alle Rechte an Bildern und Texten liegen beim
Herausgeber. Ausnahmen entnehmen Sie dem Fo-
tonachweis.

Druck

Print24

Salzgitter, Dezember 2014



Gedenk- und Dokumentationsstätte KZ Drütte

Die Gedenkstätte KZ Drütte liegt mitten auf dem Werks-
gelände der heutigen Salzgitter AG. Sie befindet sich in
den historischen Räumen des 1942 unter einer betrieblich
genutzten Hochstraße errichteten Konzentrationslager.

Die historischen Räume in einem Industriebetrieb zeugen
einerseits von der Einbindung der Konzentrationslager
in die NS-Wirtschaftsunternehmen, andererseits wird an
diesem Ort auch der schwierige Umgang mit der NS-Ge-
schichte verdeutlicht.

Hinweis

Durch die besondere Lage der Gedenkstätte KZ Drütte in
einem arbeitenden Industriebetrieb, kann sie in der Regel
nur nach Anmeldung beim Arbeitskreis Stadtgeschichte
e.V. besucht werden.

Am 2. Samstag im Monat ist die Gedenkstätte zwischen
15.00 und 17.00 Uhr auch ohne Voranmeldung für Besu-
cher geöffnet.

Zugang: Tor 1 der Salzgitter AG, Eisenhüttenstraße in
38239 Salzgitter

Informationen über Führungen und Projekte, Veranstal-
tungen und Angebote finden Sie immer aktuell auf der
Homepage der Gedenkstätte.

www.gedenkstaette-salzgitter.de





„Ich war so viele Male krank, ich kann überhaupt nicht verstehen, wie ich am Leben bleiben konnte. Viele, die viel stärker und gesünder waren als ich, haben im KZ ihr Leben verloren. Es war ein Zufall, am Leben zu bleiben...“

Eva Timar, 1926 in Sombor (Serbien) geboren, wurde mit 18 Jahren in das KZ Auschwitz deportiert. Bis zu ihrer Befreiung transportierten die Deutschen die junge Jüdin von Lager zu Lager.

Die Odyssee führte durch die Konzentrationslager Bergen-Belsen, SS-Reitschule (Braunschweig), Watenstedt/Leinde, Ravensbrück und Malchow.

Jahrzehnte später besucht sie diese Orte wieder. Auf die Frage, warum es ihr so wichtig sei, die ehemaligen Lagerorte zu besuchen, auch wenn dort nichts mehr zu sehen ist, erwiderte Eva Timar:

„Die Orte bleiben, sie verändern nur ihr Gesicht.“